



Wolke und die Frauen

von

Adolph Kohut

Berlin 1900.

Wolfgang Simon, Verlagsbuchhandlung

DD
219
.M7
K648
1900

DUKE
UNIVERSITY



LIBRARY



Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

Moltke und die frauen.



Moltke und die Frauen

ss ss ss



von

Adolph Kohut



Berlin 1900
Wolfgang Simon
Verlagsbuchhandlung.

Alle Rechte, auch das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.
Der Verfasser.

5

923.543
M 729 ✓

Dem

Grafen Wilhelm von Moltke

Generalmajor und Kommandeur

der 11. Kavallerie-Brigade

Fideicommissbesitzer auf Schloß Treisau,

dem Nachkommen des großen Schlachtendenkers,

In hoher Ehrfurcht

zugeeignet.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	9
Erstes Kapitel. Moltkes Mutter	13
Zweites Kapitel. Moltkes Schwestern, Schwägerinnen und übrigen weiblichen Verwandten	33
Drittes Kapitel. Moltkes Frau. Als Braut	53
Viertes Kapitel. Moltkes Frau. Als Gattin	79
Fünftes Kapitel. Moltke als Witwer	102
Sechstes Kapitel. Moltke und seine Berührungen mit Damen auf dem Throne	116
Siebentes Kapitel. Moltkes freundschaftliche Beziehungen zu Mädchen und Frauen	140
Achtes Kapitel. Moltkes Urtheile über das „Ewig-Weibliche“	156



Vorwort.

Das größte strategische Genie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, einer der ruhmreichsten Begründer des deutschen Reiches, der Generalfeldmarschall Graf von Moltke, ist als Schlachtendanker und Lenker, als Fachschriftsteller, Topograph und Kartograph, als Reiseschilderer, Parlamentarier und Redner hinlänglich bekannt, und seine weltgeschichtlichen Thaten sind für alle Zeiten mit goldenen Lettern in den historischen Annalen Preußens und des deutschen Reiches verzeichnet. Moltke war jedoch nicht allein groß und bewunderungswürdig in seiner militärischen, strategischen und politischen Wirksamkeit, sondern auch in seinen menschlichen Eigenschaften, die sich vielfach den Blicken des Publikums entzogen und nur den Eingeweihten und vertrauten Kreisen dieser einzig in ihrer Art dastehenden Persönlichkeit sich offenbarten. Nichts wäre irrthümlicher, als die Annahme, daß dieser Mann, welcher durch sein mathematisches Ingenium, seine schöpferische Denkerkraft und seine eiserne Beharrlichkeit alte Reiche zertrümmerte und neue schuf, nur ein kalter, nüchtern, gefühllos und schlaube-rechnender Schicksalsmensch gewesen sei. Im Gegenteil verraten manche seiner Ideen einen hohen dichte-

rischen Schwung, ein überaus fein ausgeprägtes ästhetisches Empfinden und eine künstlerische Form, wie sie nur dem feinsinnigen Dichter, Maler und Bildhauer eigen zu sein pflegen. Eine zartbesaitete Natur, mit großem und edlem Herzen und goldigem Gemüt, voll Empfindung, so erscheint uns Helmuth von Moltke. Namentlich in seinen Beziehungen zum „Ewig=Weiblichen“ bekundet sich die ganze ideale Lebens= und Weltauffassung dieses sonst so eiserne Philosophen der Kriegskunst.

Das deutsche Volk, welches seinen Generalfeldmarschall stets lieben und verehren wird, dürfte gewiß anlässlich des hundertsten Geburtstages seines Moltke eine Schrift willkommen heißen, worin nicht von dem unverwelklichen Kriegslorbeer, von gewonnenen Schlachten, von glänzenden Ereignissen auf politischem Gebiete die Rede ist, sondern wo uns lediglich der Mensch Moltke in all' seiner anziehenden Eigenart, seinem liebenswürdigen Wesen, der Fülle seiner Tugenden und Herzensblüten entgegentritt. Jener Moltke, dessen Strategie im schleswig=holsteinischen, deutsch=österreichischen und deutsch=französischen Kriege solch' außerordentliche Triumphe für Preußen errungen, hat in seiner einsamen Größe und seiner sprichwörtlich gewordenen Schweigsamkeit für uns Laien, die wir bewundernd auf diesen ragenden Gipfel der Weltgeschichte blicken, etwas Unnahbares, Unbegreifliches und Stolzes, das unsere Herzen nicht zu erwärmen vermag, aber jener Moltke, den wir in seinem Verhalten zu der Frauenwelt, am häuslichen Herd und in seinen Berührungen mit einzelnen Damen kennen lernen, tritt uns menschlich näher, erweckt

mächtig unsere Sympathie und flößt uns aufrichtige Zu-
neigung zu ihm ein.

Die nachstehenden Erinnerungsblätter fußen auf dem reichhaltigen Material, welches in den „Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Generalfeldmarschalls Grafen Moltke“ (8 Bände, Berlin, E. S. Mittler & Sohn) vorhanden ist. Speziell bot die vom Professor Joseph Kürschner zuerst in „Ueber Land und Meer“ und dann in Buchform in der „Deutschen Verlagsanstalt“ Stuttgart herausgegebene Sammlung der „Briefe Moltke's an seine Brant und Frau“ eine sehr dankenswerte Quelle für unsere Schrift. Dieselbe ist der Schilderung des Herzenslebens unseres Moltke gewidmet, jenes echt-deutschen Mannes, der auch in seinem mustergültigen Familienwalten uns vorbildlich erscheint als ein Stolz der deutschen Nation, dessen Andenken für alle Zeit als ein gottgesegnetes fortleben wird.

Steglitz, im September 1900.

Adolph Kohut.

I.

Moltkes Mutter.

Die Beziehungen Helmuth von Moltkes zur Frauenwelt waren zwar im allgemeinen keine besonders tiefgehenden, aber er ist von weiblicher Anmut und Huld doch nicht unbeeinflusst geblieben. Darin unterschied er sich allerdings von den meisten bahnbrechenden Kriegshelden und Strategen aller Zeiten, einem Cäsar, Napoleon, Nelson, Blücher u. v. a., daß er den Damen nie und nimmer einen irgendwie maßgebenden Einfluß auf seine militärischen Maßnahmen oder seine amtliche Stellung eingeräumt hat, aber sein reines, ich möchte sagen, kindliches Gemüt und seine lautere Seele haben oft durch den Umgang mit hochgebildeten und vornehm denkenden Frauen nachhaltige Eindrücke empfangen und der eiserne Mann ist von dem bezaubernden Lächeln und der Grazie des Weibes zuweilen in wohlthätigster Weise berührt worden. Die holden Huldinnen haben seinen Lebensweg mit Rosen bestreut und seinen so schweren, mühsamen und verantwortungsvollen Beruf durch die beglückende Liebe, welche sie ihm entgegenbrachten, erheitert und verschönt.

Wir wissen, daß die Mütter auf die geistige und Gemütsentwicklung ihrer Söhne oft einen entscheiden=

den Einfluß übten. Goethe, Schiller, Schopenhauer, Tenau und Bismarck z. B. hatten den Herzensenschaften und der seelischen Veranlagung ihrer Mütter außerordentlich viel zu verdanken; die Geschichte lehrt, daß es nur wenige hervorragende Männer gegeben, die nicht auch ausgezeichnete Mütter gehabt hätten.

Auch Helmuth von Moltke hatte das Glück, in seiner Mutter Henriette Sophie Paschen, der einzigen Tochter des preussischen Geheimen Finanzrats Paschen, welcher zu Hamburg lebte, eine geistig und sittlich seltene Frau als seinen guten Genius betrachten zu können. Ihr sinniges Wesen, ihre Liebenswürdigeit und schlichte, einfache Art hatten nicht unwesentlich dazu beigetragen, in das Herz ihres Sohnes jene herrlichen Tugenden zu pflanzen, welche ihn Zeit seines Lebens ausgezeichnet haben. Alle ihre Zeitgenossen rühmen sie als eine der hochbegabtesten Frauen und ihr im Besitz des Generalfeldmarschalls gewesenes Bild beweist, daß sie zugleich auch zu den anmutigsten und schönsten Damen gehört hat. Sie war eine der eifrigsten Verehrerinnen des Dichters von „Leier und Schwert“, des Heldenängers Theodor Körner; und so werden jedenfalls die begeisterten Lieder des Tyrtaeus der Freiheitskriege von 1813—15 ein Scherflein dazu beigetragen haben, frühzeitig die Seele des jugendlichen Moltke mit glühender Vaterlandsliebe und den Idealen des Großen und Schönen zu erfüllen. Schon als Jüngling mag er mit Theodor Körner gerufen haben:

„Ich fühle stolz der Kräfte reges Keimen
Und in der Brust des Herzens kühne Macht;

Es ruft mir zu wie eines Gottes Mahnen,
Zum hohen Ziele mir den Weg zu bahnen!“

Die Energie, welche Moltke alle Zeit auszeichnete, war ihr gleichfalls in hohem Maße eigen. Was sie einmal ergriffen hatte, hielt sie mit beharrlichem Sinn für's ganze Leben fest; dies zeigte sich schon als junges Mädchen, als sie entgegen dem Willen ihres Vaters den bildschönen preussischen Lieutenant Friedrich Philipp Victor v. Moltke — gestorben 1845 als dänischer Generallieutenant — im Mai 1797 heiratete. In den „Gesammelten Schriften“ des Generalfeldmarschalls (Berlin, Mittler) wird Henriette von Moltke, geboren am 5. Februar 1777, als eine Dame von schöner, mittelgroßer Gestalt und stolzer, unnahbarer Haltung geschildert. Ernste, geistvolle Augen, gebogene Nase, festgeschlossener Mund und lockiges, weißgepudertes Haar gaben ihrem Antlitz etwas ungemein Bezeichnendes. Nach außen hin verschlossen, ernst, fast streng, war sie doch eine leidenschaftliche Natur mit liebeglühendem treuen Herzen. Sie besaß einen klaren, scharfen Verstand, beherrschte mehrere Sprachen und vermochte sich auch schriftlich, selbst in Augenblicken tiefster Gemütsbewegung, ebenso klar wie kurz auszudrücken. Jene Präcision, die in den Werken, Staatschriften und Reden Moltkes sich vorfindet, ist also auf das mütterliche Erbteil zurückzuführen. Selbst mit einer schönen Stimme begabt, liebte sie Musik und Dichtkunst, wie überhaupt ein sonniges Leben, das ihr aber leider nur zu kurze Zeit beschieden gewesen ist, denn sie verblieb, erst 60 Jahre alt, bereits am 27. Mai 1857, als ihr

Sohn Helmuth, den sie überaus zärtlich liebte, fern an den Ufern des Bosporus weilte.

In der Tiefe ihrer Seele lebte eine aufrichtige Frömmigkeit; es spricht sich dies u. a. auch in einem Briefe an ihren Sohn Adolf vom 14. Januar 1830 aus, wo es u. a. heißt: „Möchtest Du Gott immer mehr erkennen, wenn er auch prüfend Dir naht. Ein reiner Glaube und festes Vertrauen giebt Mut und Kraft in jeder Lage des Lebens. Was entbehrte man auch an Ehren und zeitlichen Gütern! Sind sie doch alle vergänglich, und nur das Bewußtsein treu erfüllter Pflicht ist ein bleibendes Gut; dies möge Gott auch Dir bewahren.“

Sie stillte ihren Knaben volle dreiviertel Jahre selbst. Obschon von ihrer Jugend her an Reichtum und Bequemlichkeit gewöhnt, scheute sie kein Opfer, als sich die finanziellen Verhältnisse ihres Gatten verschlechtert hatten und entsagte allem, um für die Erziehung ihrer 8 Kinder das möglichste zu thun. Dafür hatte sie die Freude, sie alle sich prächtig entwickeln zu sehen und von ihnen mit einer Liebe verehrt zu werden, welche sie in verklärter Schönheit in Aller Erinnerung fortleben ließ, als sie schon längst heimgegangen war.

Sie starb wie sie gelebt hatte, als eine Heldin im Leiden und Entfagen. Ihre Todeskrankheit, die Wassersucht, verbarg sie mit der äußersten Energie vor ihren Kindern. Am letzten Abend ihres Lebens fand sie ihre aus einer Gesellschaft heimkehrende Tochter *Helene*, welche später den Propst *Bröcker* heiratete, in dem kaltgewordenen Zimmer am Schreibtisch sitzend. Den liebevollen Vorwurf, sie schonete sich zu wenig, wies sie mit einem freundlichen Gutenachtkuß zurück, und am

anderen Morgen fand die Tochter sie, vom Schlage gerührt, sterbend am Boden liegen.

Die innigste Liebe verband ihn mit seiner Mutter, welche in ihrer Ehe infolge zahlreicher Unglücksfälle, Vermögensverluste und Sorgen nicht jene Befriedigung gefunden, die sie erhofft hatte, so daß die beiden Gatten sich je länger je weniger verstanden und schließlich von einander ganz getrennt lebten. In den Briefen, welche Helmuth von seinen vielfachen Reisen an seine Mutter schrieb, spricht eine überaus innige Kindesliebe, als wollte der Sohn die Mutter für das viele Ungemach des Schicksals durch seine zärtliche Anhänglichkeit entschädigen. Ueber alle seine großen und kleinen Erlebnisse, sein Fühlen und Denken, seine Pläne und Projekte giebt er ihr treulich Rechenschaft und schüttet vor ihr sein Herz aus. Wie wohlthuend berühren doch diese in herzerquickend schlichtem Tone geschriebenen Zuschriften! Man lese nur jenen Brief, den der dreundzwanzigjährige Sekonde-Lieutenant im Leibinfanterieregiment Nr. 8, damals in Frankfurt a. O. garnisierend und im Hause des Generals von der Marwitz, dessen Gattin eine geborene Gräfin Moltke war, wohlwollend aufgenommen, unter dem 5. Juni 1823 an seine damals in Preetz lebende Mutter richtete. Welch' kindliches Gepräge tragen z. B. die nachstehenden Zeilen! „Wir exerzieren täglich wenigstens einmal. Abends gehe ich mit einigen Kameraden baden. Die besten Schwimmer schwimmen durch die jetzt stark angeschwollene Oder. Dann gehen wir in die Kirschberge und essen Kirschen oder saunere Milch, oftmals beides. Hast Du schon Kirschen in Deinem Garten?“ Er bittet sie, ihm eine kleine Locke ihres

Haares zu schicken, da er eine Kapsel habe, worin er sie tragen wolle.

Zwei Jahre später schreibt er ihr, daß es ihn glücklich mache, einen Blick in ihre stille Häuslichkeit zu thun, und daß sie recht habe, wenn sie versichere, daß die innere Ruhe das einzig wahre Glück sei, wonach man ringen solle. „Und wie oft habe ich mich schon danach mit wunden Herzen gesehnt, wenn ver= eitelte Wünsche, Kränkungen und Feindschaft allen Lebensmut mir niederdrücken.“

Daß der junge Edelmann trotz der Melancholie, welche ihn bereits damals beseelte, für die Reize und die Anmut des Ewig=Weiblichen sehr wohl empfänglich war, erkennt man aus der schon erwähnten Zuschrift. In Obersalzbrunn, wo er den Brunnen trank, hielt er auch Umschau unter den Töchtern des Landes. Besonders war es eine schöne und wohlerzogene junge Dame, die Gräfin Reichenbach, die es ihm an= that, und die es verdient hätte, wie er seiner Mutter schreibt, ihre Schwiegertochter zu werden, nur sei sie leider unvermögend, aber die Polinnen, die ihn um= schwärmten, hielt er nicht für würdig für diesen Be= ruf. „Genau der Gegensatz,“ schreibt er wörtlich, „zur Gräfin Reichenbach sind einige polnische sehr reiche und sehr vornehme Bekanntschaften. Ich weiß nicht, ob Du früher Gelegenheit gehabt hast, mit Polen um= zugehen. Nichts kann angenehmer sein. Man ist gleich eingeführt, gleich bekannt und gleich vertraut. Die Leute überschütten einen mit Güte und Artigkeit, die man bei Deutschen Aufdringlichkeit nennen würde, aber so sind sie alle, dabei äußerst feingebildet, unterhaltend und lustig, aber eine polnische Schwieger=

tochter möchte ich Dir doch nicht verschaffen. Ich bin dringend nach Polen eingeladen von einer Starostin Obrocziowska. Diese Dame hatte ihren eigenen Koch mit, man ißt bei ihr von Silber und sehr gut, und sie spricht vortrefflich französisch, hat hübsche Töchter und ist die lustigste alte Frau, die ich je geseh'n."

Bekanntlich gehörte Moltke zu unseren geistreichsten und scharfsinnigsten Reiseschilderern, und diese Eigenschaft zeigte sich schon frühzeitig in den Briefen an seine Mutter. So z. B., wenn er die unterirdische Wasserpartie, welche er von Obersalzbrunn aus unternommen oder den Besuch in dem seltsam gestalteten Sandsteinfelsen oder seine Reise ins Riesengebirge schildert.

Mit großer Freude teilte er ihr unter dem 25. März 1828 die Thatsache mit, welche einen Wendepunkt in seinem Leben bilden sollte, daß er vom Chef des Generalstabes das Versprechen erhalten habe, zu den Arbeiten des Generalstabes einberufen zu werden. Er werde dann rund 9 Monate des Jahres 20—25 Thaler monatliche Zulage erhalten und bedürfe dann keiner weiteren Unterstützung mehr. Er unterläßt es nie, sich nach ihrem „kleinen allerliebsten“ Garten zu erkundigen, indem er im Geist die Mutter oft beschäftigt sieht, wobei er versichert, daß er gern von Zeit zu Zeit einmal auf ein halbes Stündchen hineingehen würde, wenn er nur nicht — mitbuddeln sollte. Seine brieflichen Plaudereien sind zuweilen reizende Genrebilder vom häuslichen Herd, die von seinem tiefen Gemüthe zeugen. Ein Brief, den er von seiner Mutter im Mai 1828 erhält, versetzt ihn plötzlich aus seinen Karten, Berichten, Censuren und all' den vielen Dingen, welche ihn über-

schwemmen, in das elterliche Haus. Man höre: „Ich sehe die Kaffeemaschine auf dem Tische sprudeln, die Schwester mit Stickerei, den „Dips“, (der Spitzname seines jüngeren Bruders Victor, 1812 bis 1855,) mit einer Rechentafel und einigen Chininpulvern und mich mit einem Paar entsetzlich zerrissenen Strümpfen — nämlich in der Hand — ein wenig kopfschüttelnd die Brille zurechtschieben, um dies Faß der Danaiden dicht zu machen. Nicht weniger höre ich meine Freundin, die Kuh, nach einigen frischen Blättern brüllen, auch poltert und ruft etwas in dem Eulensalon, wahrscheinlich einer der Herren Brüder, welcher sein verspätetes Lever bemerkbar macht. Emsig seid Ihr alle beschäftigt und seht nicht, daß ich oder doch mein Geist mitten unter Euch steht.“ Und in einem Brief aus Grüttenberg bei Oels, wo er auf dem Gute eines Herrn von Kleist, bei dem er wie ein Sohn des Hauses betrachtet wurde, einquartiert war, heißt es unter dem 6. Juli 1828: „Früh um 4 $\frac{1}{2}$ Uhr erscheint eine Kaffeekanne, die, begleitet von 2 Tellern, auf welchen Butterschnitten und Kuchen sich zu beträchtlicher Höhe türmen, unwillkürlich an die Gastfreiheit der schottischen Clanshäuptlinge erinnert. Dann ziehe ich aus, angethan mit ungebleichten Hosen, grauem Staubmantel und weißer Mütze, Handschuhen ohne Fingerspitzen und gewaffnet mit einem Stui und einen schönen Ramsdenfernrohr. Hinterdrein zieht mein Silberdiener mit dem Mestisch. So geht's durch Feld und Gärten, gestützt auf die offene Ordre, die ich stets in der Tasche habe und welche große Freiheiten einräumt. Einer meiner Kollegen hat z. B. sämtliche Glocken aus dem Turme hinaushängen lassen, weil sie

ihn hinderten. Jeder Schulze ist angewiesen, uns Pferde, Quartier und 2 Mann täglich zu stellen. So wie ich nach Hause komme, geht's zu Tische, wo meine einzige Sorge ist, wie ich es möglich mache, bei so viel Speisen von jeder etwas zu essen. Abends werden wieder 3—4 Schüsseln serviert, zwischendurch gefrühstückt, gevespert, soupiert u. s. w., wobei der schöne Ungarwein nicht gespart wird. Hierzu kommt, daß ich vollkommen gesund und also sehr zufrieden bin.“

Hier und da entringt sich seiner Brust der Ausruf des Schmerzes darüber, daß er fern von seiner Mutter weilen müsse, und daß er schon frühzeitig das Elternhaus zu verlassen gezwungen gewesen sei, die unwirkliche Fremdenhütte mit dem väterlichen Heim vertauschend; nur die Briefe der Mutter seien daher ein Lichtblick in seinem Leben. So heißt es in einem Schreiben aus Berlin vom 15. Novbr. 1828: „Du weißt es, wie ich, früh schon aus dem elterlichen Hause entfernt und Deiner Sorgfalt entrissen, mich bald gewöhnen mußte, überall ein Fremder zu sein, überall erst das zu erwerben, was anderen an Liebe, Freundschaft und Achtung durch verwandtschaftliche Bande oder freundschaftliche Beziehungen entgegengetragen wird.“

Diese Briefe an die Mutter sind gleichzeitig für die Biographie des großen Mannes unentbehrlich, denn wir lernen daraus einerseits seinen geistigen Entwicklungsgang und seine an Kummer und Entbehrungen so reiche Jugend und andererseits die einzelnen Stadien seiner immer mehr aufsteigenden Laufbahn, seinen gesellschaftlichen Verkehr, seinen eisernen, beharrlichen Fleiß, seine bewunderungswürdige Geduld, seine kleinen Schwächen und Eigentüm-

lichkeiten genau kennen. So erfahren wir z. B., daß der 28 jährige Offizier in Berlin fleißig den Mazurkatz studierte, den er sich aneignen mußte, weil er im nächsten Sommer nach Polen reisen wollte; ebenso trieb er mit großem Eifer russisch, denn er erachtete Rußland als das merkwürdigste Land für Preußen, und doch war damals die Sprache dieses Landes nur höchst wenigen bekannt. Mit 29 Jahren, als er sich in Rusko bei Jaroczyn befand, machte er seiner Mutter das Geständnis, daß er soviel spare, daß er über's Jahr, wenn sein Kommando enden würde, hoffen dürfe, ohne alle Schulden zu sein. Dies sei immer ein großer Vorteil, und der Himmel würde dann weiter helfen.

Ich habe schon erwähnt, daß Moltke in seiner Jugend mit vielen Polinnen bekannt wurde, und daß er seine Ansichten über sie in seinen Herzensergießungen nach der Heimat unverhohlen aussprach. Als er nun in Polen selbst weilte, entwarf er wieder manch' packendes Lebensbild von diesen Französinnen des Ostens. Er hauste in Rusko in einem uralten Palast der Sapięha und der Piasten, dessen Besitzer in der polnischen Revolution eine Rolle unter Kosciusko spielte, jedoch mit dem eingewurzeltten Haß gegen die neue Regierung die größte Güte gegen ihren Diener Moltke verëinte. Da ihn aber aller Verkehr mit den königlichen Beamten verdroß, und die schlechten Konjunkturen, die hohen Abgaben und die neuen Formen ihn ärgerten, so war es seine Frau, eine Vollblutpolin, welche mit einer unbegrenzten Thätigkeit, Geschmeidigkeit und Klugheit die sehr verwickelten Angelegenheiten eines Vermögens von etwa

einer halben Million polnischer Gulden leitete. Der scharfe Blick, der dem Strategen eigen war, leitete ihn auch bei der Beurteilung der jungen, polnischen Damen, sodaß er sich sehr in Acht nahm, einen falschen Maßstab bei ihrer Wertschätzung anzuwenden. „Bestochen,“ schreibt er wörtlich, „durch die Freundlichkeit derselben, durch das Hinwegsetzen über so manche Formen, welches uns Fremde erstaunt, wird ein Geß glauben, überall sein leichtes Glück zu machen, und doch möchte das hier weit schwerer sein, als bei uns, wo eine größere Tiefe des Gemüts mit der Strenge der Sitten leicht in Konflikt gerät.“

Auf seinen zahlreichen Wanderungen denkt er bei jeder schönen Aussicht an seine Mutter, welche eine leidenschaftliche Naturfreundin war, und die eine interessante Gegend in Entzückung versehen konnte. Auf einer hohen Klippe des Erzgebirges pflückt er für sie ein kleines, seltenes Blümchen, das er lange am Hute trägt und ihr dann übersendet. Wie jubiliert er, wenn die Frau Mama und die Schwestern ihm kleine Aufmerksamkeiten zusenden! Er bedankt sich dafür gewöhnlich in seiner humoristisch-gemüthlichen Weise. Bezeichnend hierfür ist ein Schreiben, welches der 30jährige Mann am Weihnachtsabend 1850 an die Mutter sendet. Es heißt dort u. a. : „Die sauberen Handarbeiten von den Schwestern, die guten tüchtigen Hemden und Strümpfe mit doppelten Fersen, als wären sie für Achill bestimmt, von Dir, und solide mitzbare Sachen von Fr i t z, eine Bowle Punsch in der Perspektive und vor allem das Beisammensein sind lauter Ursachen zur munteren Stimmung der Versammlung. Vielleicht, daß Ihr dabei auch der Abwesenden gedenkt oder vielmehr

gewiß — mir ist's, als ob ich es ganz deutlich hörte. . . Ich glaube wirklich, daß etwas von dem Kerzenschimmer Eures Weihnachtsbaumes zu mir herüber scheint.“

Natürlich war es wieder die Mutter, welche zuerst davon die Kunde erhielt, daß er seine Erstlingschrift: „Holland und Belgien, in gegenseitiger Beziehung seit ihrer Trennung unter Philipp II., bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I.“ (1831 erschienen) unter der Feder hatte. Wir erfahren, daß diese Arbeit seine Zeit sehr in Anspruch genommen hatte und daß er viele Nächte hindurch sich mit den „edelmögenden Herren Generalstaaten“ beschäftigte, denn in einem ihrer schweinsledernen Quartanten, aus denen er vorzüglich seine Gelehrsamkeit geschöpft, stünde nicht nur, was die wackeren Niederländer durch drei Jahrhunderte gethan, sondern sogar auch was sie gesprochen haben, und das sei nicht wenig.

Wie besorgt war doch die Mutter um sein persönliches Wohlergehen! Sie schickte ihm warme Unterkleider, köstliche Fleischspeisen und — Rezepte, wie man den besten Kaffee zubereitete, aber auch die großlöcherigen Maschinen hierzu fehlten nicht.

Einen solchen Sekondelieutenant, wie Helmuth v. Moltke, hatte wohl bisher die Welt nicht gesehen, der hintereinander bedeutsame, geschichtliche und politische Werke verfaßte und sich sogar an die Uebersetzung eines englischen Buches von fast 6000 Seiten, nämlich Gibbons „Geschichte des Verfalls und Umsturzes des römischen Kaisertums“, heranwagte. Voll Freude meldete er der geliebten Mutter, daß er vom Verleger für diese herkulische Arbeit 500 Thaler Honorar er-

halten würde, sobald das Werk gedruckt sei, und weitere 250 Thaler, nachdem 500 Exemplare verkauft sein würden.

Wenn Not am Manne war, als er sich z. B. im Jahre 1832 ein neues Pferd anschaffen mußte, aber, wie gewöhnlich, kein Geld dazu hatte, war es wieder einmal das „Muttchen“, welches aushalf und ihm 200 Thaler sandte, um sich einen hübschen Rappen zu kaufen. Er nahm diese Unterstützung jedoch immer nur mit schwerem Herzen an, da er sich dessen bewußt war, ihr verhältnismäßig geringes Einkommen dadurch aufs Neue zu schmälern.

Besonders muß noch der Umstand hervorgehoben werden, daß Frau Henriette von Moltke ihren Sohn auch als genauen Kenner und Kritiker in Herzensangelegenheiten hochschätzte, denn als es sich einmal um die Verlobungsangelegenheit einer ihrer Verwandten handelte, wurde er um seine Ansicht darüber angegangen. Der uns erhaltene Brief des 32jährigen ist für die damaligen Anschauungen des Junggesellen über die Ehe so charakteristisch, daß ich nicht umhin kann, einige der prägnantesten Stellen daraus mitzuteilen: „Alles, was ich von X. erfahren, scheint mir einen edlen Charakter zu verraten. Meiner persönlichen Ueberzeugung nach ist jede Heirat ein Wagnis, in welches wir uns blindlings hineinstürzen — den kenne und beurteilen zu wollen, an wen wir unser Los knüpfen, ist zu viel verlangt, wenn wir uns ja selbst nicht einmal kenne und beurteilen und das, was in der Ehe sein wird, hängt vielleicht ebensosehr von uns selbst als von ihm ab. Wenn wir blos die kalte Vernunft zu Rate ziehen, so ist nicht zu verkennen, daß wohl nur

sehr wenig Menschen vergönnt ist, dem Ideal, welches sich wohl alle einmal schufen, im Leben wirklich zu begegnen, wenigeren aber noch, aus diesem Traum, der freilich das höchste Glück sein muß, nicht um so schmerzlicher zu erwachen. Wo die Empfindung aufs Höchste gespannt ist, da muß jeder notwendig anklebende Mangel und jede Unvollkommenheit ein Mißklang in der rein gestimmten Harmonie werden, und je höher die Erwartung, je größer muß die Täuschung sein. Diese durchaus prosaische Ansicht ist vielleicht darum nicht minder die richtige und spricht den Grund aus, warum so viele *mariages de raison* glücklicher als die *par inclination* sind. . . Mit einem Wort, ich glaube, daß schwärmerische Jugendliebe und eheliches Glück, mindestens gesagt, nicht auseinanderfolgen und daß da, wo keine Abneigung und keine Schlechtigkeit vorhanden sind, eine dauernde, innige tiefe und beglückende Zuneigung auch in der Ehe entstehen kann. Daß K. ein geistreicher und reicher Mann sein soll, ist in zweiter Ordnung ein wünschenswerter Umstand, der aber auf ihre Entscheidung gewiß keinen Einfluß haben wird. Dies, ihr Charakter und die Schule, in der sie aufwuchs, sprechen bei mir für die Sache.“

Daß der gelehrte Sekondelieutenant ein flotter Tänzer war, bekennet er selbst in mehreren Zuschriften an seine Mutter, so z. B. in der vom 28. Februar 1833 datierten, worin er erzählt, daß er in den letzten vierzehn Tagen auf 11 Bällen gewesen sei und auf jedem alle Tänze getanzt habe und sich dabei sehr wohlbefände. Ganz eigenartig sei der Ball bei dem Könige

(Friedrich Wilhelm III.) gewesen. Von diesen „déjeuners dansants“ plaudert Moltke in folgender Weise: „Diese Gesellschaften sind klein und erlesen, und man kann sich's als Auszeichnung schätzen, dazugezogen zu werden; es ist eine seltsame Mode: um 11 Uhr fährt man hin, tanzt einen Walzer, und nun gehen die Herren in den einen, die Damen in den andern Saal, jeder erhält eine sehr hübsche Blume (gemachte), führt die Dame, welche dieselbe Blume erhalten, an den mit eben der Blume dekorierten Tisch. Das sogenannte Frühstück aber ist ein Mittagessen mit allen Chikanen, mit Schildkrötensuppen, Austern, Caviar, Trüffelpasteten und anderen glücklichen Mischungen der Kochkunst und den angemessenen Flüssigkeiten. Alles geht darauf in einer großen Polonaise in den Tanzsaal, wo nun ein förmlicher Ball anfängt, der später bei Kerzenlicht bis acht Uhr fortgesetzt wird, wo der Hof ins Theater fährt. Du kannst Dir denken, was für soignierte Toiletten gemacht werden, wo sie den prüfenden Blick bei Sonnenlicht bestehen sollen.“

Henriette von Moltke kränkelte in den letzten Jahren ihres Lebens, und die körperlichen Schmerzen, die sie durchmachen mußte, bereiteten dem Sohne tiefen Kummer; da er sehr oft infolge seiner Berufsgeschäfte und seiner vielfachen Amtstreisen verhindert war, die teure Leidende aufzusuchen und ans Herz zu drücken, suchte er ihr wenigstens auf brieflichem Wege Trost zuzusprechen, und gewiß wird sie seine aus tiefstem Gemüt kommenden, rührenden Worte mit inniger Mutterfreude gelesen haben. Wie ergreifend ist ein Brief, den er ihr unter dem 27. Mai 1854 aus Berlin sendet, in welchem es u. a. heißt: . . . „Daß

Du leider so viel körperliche Leiden trägst, habe ich mit tiefer Betrübniß erfahren. Gott schenke Dir Linderung und Besserung, mein gutes Mütterchen! Daß Du Deine Schmerzen mit Standhaftigkeit und Ergebung trägst, habe ich erwartet; es ist die Ruhe, die ein reines Gewissen und ein gutes Bewußtsein geben. Wie oft ist es mir vor die Seele getreten, daß von allen Wohlthaten der erste mütterliche Unterricht die größte und die bleibendste ist. Auf dieser Grundlage baut sich der ganze Charakter und alles Gute in demselben. Wenn Du 8 Kinder zu redlichen Leuten herangezogen, so muß ihr Dank und Gottes Segen auf Dir ruhen. Du bist es schon gewohnt, liebe Mutter, Dein Glück nur in unserem Wohlergehen zu suchen.“

Er wird nicht müde, sie zu bitten, ihre Gesundheit zu schonen und sich zu pflegen; besonders wenn das Frühjahr kommt, warnt er vor der schlimmen Zeit.

Es ist dem Mutterherzen die Freude zuteil geworden, daß ihr Sohn 1855 zum Hauptmann befördert wurde, und daß sein Chef, der Generallieutenant Krausenek, ihn durch eine Kabinettsordre des Königs Friedrich Wilhelm III. erfreute, deren Inhalt Frau von Moltke wohl ahnen ließ, daß ihr genialer Sohn noch Großes erreichen werde, denn das Kabinettschreiben, welches Helmuth seiner Mutter zuzusenden sich beeilte, war für ihn sehr schmeichelhaft. Es lautete:

„Mit Ihrem Bericht vom 24. Januar d. J. habe Ich die von dem Hauptmann von Moltke des Generalstabes zusammengestellten Notizen über die königlich dänische Land- und Seemacht erhalten. Indem Ich

Ihnen für deren Einsendung Dank sage, erkenne Ich diese gründliche Arbeit wohlgefällig an.“

gez. Friedrich Wilhelm.

Berlin, den 15. April 1835.

An den Generalleutnant Krauseneck.

In den Briefen an seine Mutter sprudelt zuweilen der Humor Moltkes wie ein frischer Bergquell hervor. Wie belustigend ist z. B. seine Schilderung eines Besuches bei dem großen — Schneider Gunkel in Wien im Oktober 1835, als er sich seinen äußeren Menschen durch einen neuen Anzug verschönern wollte: „Das Centrum der Stadt, die Downing=Street von Wien, ist der sog. Graben. In einem Palast siehst Du mit großen Buchstaben angeschrieben: „G u n k e l“. Gunkel ist die erste Notabilität unter den Kleiderfabrikanten, die sonst Schneider genannt werden. Ich verfügte mich zu ihm behufs einer Konsultation en fait de toilette. Nachdem er einen prüfenden Blick auf meinen Anzug geworfen, wünschte Herr von Gunkel zu wissen, bei wem ich arbeiten ließe. Ich nannte Kley in Berlin. „Nicht übel,“ sagte der Künstler, „aber gänzlich verfehlt.“ Er wünschte mich dunkelgrün zu sehen, benachrichtigte mich, daß eine weiße Weste tragen eine Art Wahnsinn sei, und daß es nur eine alleinseeligmachende schwarze Kravatte gebe.“

Aus Asien, bezw. aus Bujukdéré bei Konstantinopel, sendet er ihr unter dem 30. November 1835 Rosenblätter, wobei er scherzend bemerkt, daß er, damit sie sehe, daß ihm sein Geld noch nicht ganz ausgegangen sei, ihr eine türkische Para beilege. Die Türkei nennt er ein Land behaglicher Faulheit und die Türken „eine

Nation in Pantoffeln“. Moltke selbst glaubte von dieser türkischen Nationalkrankheit angesteckt zu sein, denn er schildert sein Leben im Orient als ein schlaffenhaftes, wie man dies schon aus nachstehendem Pröbchen ersuchen kann: „Frühmorgens stehe ich auf und lasse mich gleich ins Meer hinabplumpsen — ich habe die Gelegenheit benutzt, um 100 Seebäder zu nehmen —, dann trinke ich meinen Kaffee und trete mein Tageswerk an, entweder in einer Schaluppe mit Segeln oder in einem Ruderfahrzeug oder landeinwärts zu Pferde.“

Der letzte Brief, den der Sohn an die Mutter schrieb, war aus Pera vom 6. Februar 1837 datiert. Wir erfahren daraus, daß er kurz vorher eine Audienz beim Großherrs hatte, der ihm u. a. den Auftrag erteilte, einen Plan von Konstantinopel aufzunehmen. Eine gewisse Schwermut, gleichsam eine Vorahnung des unersetzlichen Verlustes, der ihn einige Monate später betreffen sollte, spricht aus diesem Briefe, von dem ich nur die folgende Stelle mitteilen möchte: „Die alten Cypressen vor meinem Fenster neigen ihre Zweige bis zur Erde unter der Last des Schnees, und der Sturm rüttelt an den hölzernen, gebrechlichen Häusern, daß sie unfehlbar umstürzen würden, wenn ihr Kismet nicht wäre, daß sie verbrennen sollten. Mit Schrecken blicke ich auf die spindeldürren, schwindelnd hohen Minarets gegenüber zur Sulimanieh, von welchen der Muezzin durch Sturm- und Schneegestöber hinabrufft, daß „Allah groß ist“, denn das scheint fast unglaublich, daß diese 100 Fuß hohen und nur 8 Fuß dicken Säulen aufrecht bleiben können.“

Der Tod seiner Mutter erschütterte ihn aufs tiefste,

und noch als Greis von 90 Jahren konnte man dem Generalfeldmarschall keine größere Freude bereiten, als wenn seine Verwandten ihm den einen oder anderen Charakterzug der Frau Henriette erzählten. Von all' den Beglückwünschungszuschriften, die dem greisen Feldherrn an jenem seltenen Ehrentage zuteil wurden, erfreute ihn nichts so sehr, als ein Brief seines 86jährigen ihm unbekanntem Milchbruders, namens Ferd. Theodor Mau, aus Hamburg-Eppendorf, aus welchem er ersah, daß seine, Moltkes Mutter, das Kind ihres Pächters, eben diesen 86jährigen Pflegling, dessen Mutter vor Schreck über eine Feuersbrunst im Wochenbett erkrankt war, mit ihrem eigenen Säugling zusammen ein Vierteljahr lang an ihrer mütterlichen Brust ernährt hatte. Moltke schrieb darüber damals an seine Schwägerin Auguste, die Gemahlin seines als Landrat des Kreises Pinneberg gestorbenen Bruders Adolf, eine Tochter des Generals von Krohn, der als Kriegsminister der Schleswig-Holsteinschen Armee von 1848—1850 bekannt geworden ist, als sie ihm ein Bild seiner Mutter übersandte, die folgenden Zeilen:

„Berlin, den 16. November 1890.

Liebe Auguste!

Herzlichen Dank für das liebe Bild meiner Mutter.

Ein eigener Zufall bringt gleichzeitig heute mit demselben das anliegende Schreiben (von Mau) in meine Hände, welches einen rührenden Zug ihrer Herzensgüte bezeugt. Ich bitte um dessen Rücksendung, weil ich meiner Schwester Lene damit eine Freude machen möchte. Lene und Sie sind ja die einzig Lebenden, welche die Mutter noch gekannt haben.

Meinen 86 jährigen Mildbruder habe ich herzlich begrüßt.

Nochmals herzlich dankend

Ihr alter Schwager

Helmuth.“



II.

Moltkes Schwestern, Schwägerinnen und übrigen weiblichen Verwandten.

Wie als Sohn, so war Helmuth von Moltke auch als Bruder von Zärtlichkeit erfüllt. Er hatte zwei Schwestern, die genannte *Ene*, eigentlich *Magdalena* — geboren am 29. September 1807 und gestorben am 3. Januar 1892 —, die sich, wie wir schon erzählt haben, mit dem Probst *Bröcker* verheiratete, und *Guste*, eigentlich *Auguste* — geb. am 6. September 1809 und gestorben am 27. März 1883 —, welche *John Heyliger Burt*, den Gutsherrn auf *Colton* bei *Lichfield* in England und auf *St. Jones* in *Santa Cruz* (Westindien), ehelichte. Der letztere war nach *Holstein* gezogen, nachdem die virginischen Inseln von England an *Dänemark* abgetreten waren. Er hatte aus seiner ersten Ehe mit *Ernestine v. Staffeld* drei Kindern: *John*, *Jeanette* und *Marie*, welche letztere später *Helmuth von Moltke* als seine Gattin heimführte, und aus seiner Ehe mit *Auguste von Moltke* zwei Nachkommen: *Ernestine* und *Henry*.

Die Freuden und Leiden seiner Schwestern und deren Familienleben berührten ihn ebenso tief wie seine eigenen, und in seinen Briefen an diese seine Lieben

befundet er alle jene Herzeigenschaften, welche ihn als einen der edelsten Männer des deutschen Volkes erscheinen lassen. Eine besondere Zärtlichkeit verband ihn namentlich mit Auguste, welche nach ihrer Verheirathung mit Burt sich in Schleswig, wohin ihnen auch ihre Mutter, Frau Henriette, gefolgt war, niedergelassen hatte. Dort besuchte sie Helmuth im Herbst 1834, nachdem er während des Sommers eine Reise nach Oberitalien gemacht, über deren Veranlassung und Verlauf leider gar nichts bekannt geworden ist, und dann dienstliche Aufträge in Kopenhagen erfüllt hatte. Seine spätere so abgöttisch geliebte Lebensgefährtin hat er im Hause ihrer Stiefmutter kennen gelernt, und gewiß wird die heranwachsende Jungfrau schon frühzeitig das Interesse und die Sympathie ihres Stief-Onkels erweckt haben.

Auch auf seinen Reisen gedenkt er mit Liebe seiner Geschwister, und die Sehnsucht, dieselben zu sehen und zu begrüßen, spricht aus zahlreichen, mit liebendem Herzen geschriebenen Zeilen. Ungemein wohl that es ihm besonders, daß Auguste ihre Stieftochter Marie Burt immer mit wahrhaft mütterlicher Liebe und Zärtlichkeit behandelte und sie auch später, als sie schon von Helmuth heimgeführt worden war, namentlich anläßlich ihrer tödtlichen Erkrankung im Jahre 1868, aufs sorgsamste hegte und pflegte. Damals schrieb General Moltke ihr tiefbewegt die dankenden Zeilen: „Ich hätte Dir doch so gern noch gesagt, wie dankbar ich Dir für Deine aufopfernde Hingebung und bewundernswerte Stärke in der Pflege der armen Marie bin und welchen Trost Deine Anwesenheit mir gewährt hat während der ersten schweren Tage nach ihrem Hinscheiden. So

etwas läßt sich nicht vergelten, sondern nur durch Dankbarkeit und Liebe lohnen, aber das Unglück muß erst die harte Rinde der Menschenherzen ablösen, um sie zusammenzuführen. Welche freundliche Theilnahme habe ich auch bei den übrigen Verwandten gefunden, Gott lohne es Euch allen!"

Frau Auguste Burt war es auch, an die sich die Königin Augusta nach dem Ableben der Frau Moltke als Vermittlerin wandte, als es galt, den gebeugten Gatten dem König und Vaterland zu erhalten. „Es läge,“ meinte die hohe Frau, „nach dem Tode der Frau des Generals, wenn er einsam bliebe, die Gefahr nahe, daß bei seinem Charakter er sich ganz in sich selbst und insolgedessen ganz vom Dienste zurückziehen würde. Es wäre deshalb ihre Pflicht, zu ihm zu ziehen, ihm über den Verlust seiner Gattin hinwegzuhelfen und ihm eine behagliche Häuslichkeit zu bereiten.“ Insolgedessen entschloß sich Moltkes Schwester sofort, ihren damaligen Wohnsitz in Lübeck aufzugeben und mit ihrer Familie nach Berlin zu übersiedeln, um dem Hauswesen ihres großen Bruders vorzustehen.

Selbst im deutsch-französischen Kriege, in welchem die Ereignisse seine ganze Thatkraft und all' sein Denken und Fühlen in Anspruch nahmen, vergaß er seiner lieben Gatte nicht, und wer Moltkes inneres Leben aus jener Zeit kennen lernen will, der wird die aus Meaux, Versailles u. a. französischen Städten an sie gerichteten Zuschriften lesen müssen. Besonders erschütternd ist der Brief, den er an sie den 20. Dzbr. 1870 aus Versailles — 2 Jahre nach dem Ableben seiner teuren Marie —

richtete, und worin er wieder einmal gramerfüllten Herzens des furchtbaren Schicksals schlags gedenkt, der sein Lebensglück vernichtete, aber zugleich auch der schwesternlichen Liebe dankbar eingedenk ist, die sich in dieser traurigen Stunde seines Daseins so herrlich offenbarte. Nicht ohne tiefe Wehmut wird man die nachstehenden Zeilen lesen: „In dieser Zeit, wo ich die Leidensperiode unserer geliebten Marie wieder durchlebe, habe ich so oft auch mit wahrhaft dankerfülltem Herzen Deiner und der aufopfernden Pflege gedacht, welche Du ihr gewidmet hast. Gerade heute, glaube ich, war es, wo Du nach durchwachter Nacht mich mit der Freudenbotschaft wecktest, daß Marie ruhig geschlafen hatte. Unsere stets sich wieder belebenden Hoffnungen sollten nicht in Erfüllung gehen. Gott hatte es anders beschlossen, und so wird es am besten sein. Er hat sie in der Fülle des Lebens, in Kraft und Schönheit an sich genommen und sie aller Bitterkeiten des Alters überhoben. Es ist mir tröstlich, daß auch in den lieben Briefen, die Du mir zugeschickt und für welche ich herzlich danke, doch stets Zufriedenheit mit ihrem Los sich ausspricht. Wie manches Unrecht habe ich ihr dennoch abzubitten, aber ich habe die Ueberzeugung, daß sie mir alles verzeiht, und wie sie mich 1866 nach dem Feldzug auf dem Bahnhof freudig empfing, so hoffe ich, daß sie mich jenseits empfangen wird, wenn die Qual dieses Erdenlebens endlich abgelaufen sein wird, und danach kann ich mich oftmals herzlichst sehnen.“

Nie unterläßt er es, bei allen Familienfesten, Geburtstagen u. dergl. ihr die herzlichsten Glückwünsche zu senden, wenn er jene Tage nicht im Kreise der Seinigen verleben konnte. Als er z. B. gelegentlich des Kaiser-

manövers zwischen dem V. und VI. Armeekorps am 15. September 1875 in Liegnitz war, gratuliert er seiner lieben Guste zu ihrem Geburtstage und spricht den sehnlichen Wunsch aus: „Gott erhalte uns alle noch lange im einträchtigen Zusammensein wie bisher.“ Auch unterläßt er es nicht, bei diesem Anlaß aufs Neue für alle Güte und Freundlichkeit, womit sie den Familienkreis belebe und zusammenhalte, ihr innigst zu danken. Als er mit dem Kaiser Wilhelm I. im Oktober 1875 nach Mailand und Rom reiste, schrieb er an sie aus Italien die allerinteressantesten und geistreichsten Reiseplauderbriefe, die einen dauernden literarischen Wert besitzen. Amüsant ist namentlich die Beschreibung des Monstreballes in Mailand, und es ist bemerkenswert, daß der damals 75 jährige Feldmarschall für das Tanzen noch immer dasselbe Interesse zeigt, wie viele, viele Jahrzehnte vorher der Sekondelieutenant. Mit berechtigtem Stolze hebt er hervor, daß die preussischen Herren die besten Tänzer waren.

Mit wahrhaft jugendlicher Begeisterung schildert er der geliebten Schwester all' die Herrlichkeiten eines römischen Frühlings; man fühlt förmlich heraus, wie dem jugendfrischen Greise das Herz dabei aufgeht, und gewiß haben seine schwungvollen Hymnen auch in der Seele Augustens ein lebhaftes Echo gefunden. Man lese nur die nachstehende kurze Skizze aus Rom vom 19. April 1876: „Da scheint die liebe Sonne schön und warm in die Fenster, das frischeste Grün bedeckt in weiter Aussicht die Campagna, aus der die Trümmer einer vergangenen Welt hervorschauen, die hohen Bogen der endlosen Aquädukte, die zahllosen Grabmonumente, die dem Mittelalter als Kastelle dienten,

und wo jetzt das kleinliche Leben der Gegenwart sich seine Stätten hineingenistet hat, kleine Hütten, die wie Schwalbennester an den gewaltigen Trümmern kleben. Unter unserem Balkon blüht ein ganzer Wald von Njalien, um den Springbrunnen „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht“; auch eine Palme, von Friedrich Wilhelm IV. gepflanzt, schwenkt ihre Zweige etwas verdrießlich im Winde, und die weiße und gelbe Rose bedeckt alles, was sie erklettert hat, mit tausenden von Blüten. Es treibt einen ins Freie.“

Auguste Burt war ihrem Bruder eine ebenbürtige Schwester. Wie sie ihren Herzensadel bei der Erziehung ihrer Stieffinder bewährte, so zeigte sie sich als eine gute Fee überhaupt, wo es galt, Gutes zu thun, Thränen zu trocknen und den Unglücklichen zu helfen. Der Feldmarschall, dessen Hanswesen sie nicht nur in Berlin, sondern seit 1867 auch in Treisau mit so vielem Geschick und so vieler Anmut vorstand, wurde aufs Tiefste erschüttert, als der 27. März 1883 ihrem reichgesegneten, der selbstlosesten Liebe geweihten Leben ein Ende setzte. Stets war ihr Leitstern das Wort: „Seid fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, haltet an am Gebet!“ Helmuth ließ ihre sterbliche Hülle in der Grabkapelle von Treisau beisetzen, wo er selbst zwischen der Gattin und der Lieblingschwester ruht.

Auguste Burt-Moltke war eine echte Moltke, und sie wird neben ihrem unsterblichen Bruder stets genannt werden. Sie war es, die ein ganz besonders feines Verständnis für die Eigenart und die geistige Bedeutung jenes providentiellen Mannes schon zu einer Zeit hatte, als er noch keineswegs zu den

berühmten Strategen gehörte, von Mit- und Nachwelt gefeiert, sondern noch mühselig um Stellung und Anerkennung ringen mußte.

Die zweite Schwester Moltkes, *Magdalene*, spielt keine solch' bedeutsame Rolle in seinem Leben wie *Auguste*. Auch führte sie ein mehr zurückgezogenes Dasein als diese, doch verband die Geschwister gleichfalls ein inniges Band der Liebe. Auch sie zeichnete sich durch reiche geistige Begabung, frischen Humor, hochherzige Opferwilligkeit und edle Wahrhaftigkeit aus. Ihr *Helmuth* war ihr Stolz und ihre Freude, doch trug sie das niemals zur Schau. Seine unermüdliebe Liebe und Fürsorge schmückte ihr und der Ihrigen Leben über seinen Tod hinaus.

Die von Moltke erhaltenen Briefe an die „*liebe Lene*“ sind lebenswürdige Beweise seiner echt brüderlichen Gesinnung und Herzenstreue; sie sind dadurch noch besonders bedeutsam, daß sie sich vielfach auch über die politische Lage auslassen. So heißt es z. B. in einem Briefe Moltkes aus Wildbad, den 12. Oktober 1868, also zwei Jahre vor Ausbruch des deutsch-französischen Krieges . . . „Vielleicht that unser alter König noch eine harte Probe zu bestehen, indes steht zu hoffen, daß der gesunde Menschenverstand über den Hochmut unserer Nachbarn siegt. Man muß es Gott anheimstellen . . . Es freut mich sehr, daß der König so allgemein in den Herzogtümern gefallen hat. Das Geheimnis seiner Lebenswürdigkeit ist sein redlicher, offener Charakter.“

Und nach dem ruchlosen Attentat *Nobilings* auf Kaiser *Wilhelm I.* äußert sich Moltke in einem Schreiben aus Creisau vom 30. Juni 1878 darüber

u. a.: „Mit der Genesung des Kaisers geht es sehr gut, aber langsam vorwärts, und es ist doch noch sehr zweifelhaft, ob er die beabsichtigten Manöver am Rhein selbst wird abzuhalten vermögen. Im Alter von 81 Jahren verträgt man 31 Schrotkörner nicht so leicht. In den Kronprinzen tritt schon jetzt der ganze Ernst des Regierens heran. Es waren zwei erschütternde Unglücksfälle. Das Attentat und der Untergang des „Großen Kurfürsten“.“

Seiner tiefsten Entrüstung über das Attentat auf den Czaren Alexander II. giebt er in einem Briefe aus Berlin vom 18. März 1881 in einer bei Moltke seltenen derben Weise Ausdruck, indem er an seine Gese schreibt: „Aber was sagst Du zu dem schauderhaften Attentat auf den Kaiser von Rußland, der doch der größte Wohltäter seines Volkes gewesen ist? Möchte nur sein Nachfolger kräftiger vorgehen gegen diese ruchlose Bande der Nihilisten, nicht wie sein unglücklicher Vater alle Verbrechen vertuschen und verzeihen. Aber er tritt ein schweres Amt an. Die Leute wollen freie Institutionen, zu denen sie nicht reif sind, Volksvertretung, wo die Vertreter nicht lesen und schreiben können. . . Unser Kaiser ist tief erschüttert und betrübt über den Verlust seines Neffen, der mit aufrichtiger Liebe und Verehrung an ihm hing.“

Von bleibendem geschichtlichen Wert ist der Bericht, den der Bruder seiner Schwester über das Ableben des Kaisers Wilhelms I. aus Berlin unter dem 22. März 1888 abstattet: „Der Tod Kaiser Wilhelms hat die regste Teilnahme durch die ganze Welt gefunden. Es lag ja im natürlichen Verlauf der Dinge, daß der so hochbetagte Herr scheiden mußte. Er ent-

schief fast ohne Todeskampf. Die Leiche hatte einen friedlichen, milden Ausdruck. Wahrhaft tragisch ist dagegen das Schicksal seines Nachfolgers, der mit einem Fuß auf dem Thron, mit dem anderen im Grabe steht. Mit wahrhaft bewundernswerter Mannhaftigkeit trägt er sein schweres Leiden, wie lange oder wie kurze Zeit weiß Gott allein. In der äußeren Erscheinung ist er noch immer der stattliche kräftige Mann. Die gute alte Kaiserin Augusta hält sich trotz Schwäche und tiefer Trauer durch ihre Willensstärke noch aufrecht. Heute haben wir statt des lange Jahre wiederkehrenden Geburtstagsfestes eine Trauerfeier in allen Kirchen. Dabei sitzen wir im tiefen Schnee. Die Bäume beugen die Äste unter der Last, und die Straßen sind bei dem neu eintretenden Tauwetter, trotz hunderter von Schneefuhren, in einem unbeschreiblichen Zustand.“

Nach dem Ableben seiner Schwester Auguste schloß er sich immer enger an Magdalene an. Erschütternd ist der Brief, der dieser die Todesnachricht verkündet. Nur der eine Umstand bietet ihm Trost, daß sie nur in ein paar Stunden Krankheit mit dem Tode zu ringen gehabt habe. Das sei eine große Gnade Gottes gewesen.

Das eiserne Pflichtgefühl, welches dem Feldmarschall allzeit eigen war, spricht auch aus dem letzten Briefe, den er als „Urgreis“ von 90 Jahren — Berlin, den 1. Mai 1890 — an Frau Lene richtete: „Nun hat uns der liebe Herrgott beide noch wieder ein neues Frühjahr erleben lassen, ein schönes Geschenk, für welches man ganz besonders zu danken hat. Freilich sind es fürerst nur die Stachelbeeren und andere kleine Büsche, welche sich mit ihren

Blättern ans Licht wagen, aber alle Tage kommt etwas neues und schönes hinzu, und bald werden auch Deine alten Linden im Garten ihre Pracht entfalten. Gern würde ich schon jetzt aufs Land gehen, wo das Wieder=ausleben der Natur so schön ist, aber erst im Mai wird der Reichstag zusammentreten und bei seiner neuen unerfreulichen Gestaltung wird die Anwesenheit aller konservativen Elemente dringend gewünscht; ich muß daher hier aus halten.“

Moltkes Briefe an Lene sind gleichfalls vielfach humoristisch gefärbt, da es ihm Freude macht, mit ihr zu scherzen. Als sie ihm z. B. einen sehr langen Brief schrieb und er aus Zeitmangel nur ein „ganz kurzes Endchen Epistel“ zum besten geben konnte, tröstete er sie damit, daß er ihr am liebsten in Versen oder Hexametern schreiben möchte; dieses letztere Wort komme jedoch von „Hexenmeister“, weil gute so unbändig schwer seien, und daher schreibe er ihr lieber keine.

Ein inniger Familiensinn und eine herzliche Sympathie für alle seine Verwandten besetzte Helmut von Moltke Zeit seines Lebens; selbstlos, wohlthätig und hochherzig, machte es ihm das größte Vergnügen, seinen Angehörigen durch Geschenke, Aufmerksamkeiten oder finanzielle Opfer Freude zu bereiten, denn er fand sein Glück im Glück anderer. Wenn er auf seinem Gut Creisau seine lieben Angehörigen bewirten konnte, so war das für ihn immer ein Festtag, und der sonst so schweigsame Mann konnte dann merkwürdig beredt sein.

Mit seinen Schwägerinnen Auguste, der Gemahlin seines Bruders Adolf, der schon erwähnten Tochter des Generals von Krohn, Betty geb. Bölte, der 1864 gestorbenen Gattin seines Bruders,

des Kammerherrn Friedrich Joachim, Marie von Krogh, Frau seines Bruders, des Geheimrats Ludwig, welcher er den Kosenamen „Mie“ beilegte und Jeanette, der Schwester seiner Frau Marie und Gemahlin des Barons Brockdorff, lebte er gleichfalls in herzlichstem Einverständnis und in inniger verwandtschaftlicher Liebe. Mit der Letzgenannten unterhielt er einen sehr regen Briefwechsel, worin er sich über alles, was er dachte und fühlte, rückhaltslos äußert. Wir besitzen wenige Briefe Moltkes, die sich über die französische Revolution von 1848 auslassen, desto wertvoller ist eine seiner Zuschriften aus jenem tollen Jahr, die er von Coblenz aus an seine Jeanette richtete. Der scharfe Blick und der objektive Sinn des Geschichtsschreibers und Völkerpsychologen bekundet sich aufs klarste in jener Beurteilung der Lage: „Im allgemeinen,“ schreibt Moltke, „ist alles natürlich, daß ein Volk, welches seine geistlichen Fürsten alle 10 Jahre ein paar Mal wechselte, keine große Liebe für eine Dynastie fassen konnte. Die Religionsverschiedenheit schuf große Antipathien, republikanische Gelüste traten hinzu, und alles beutet das Proletariat aus. Kurz, ein gewaltsamer Zusammenstoß kann hier täglich erwartet werden. Noch haben wir die Macht in Händen, aber der Gebrauch der Macht kann, wie in Berlin, unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Alles kommt jetzt darauf an, hinzuhalten, bis die tieferschütterte Autorität des Staates sich wieder herstellt.“

Für den fast prophetischen Geist in Bezug auf Politik und militärische Sachen, welcher in Moltke lebte, ist es bezeichnend, daß er bereits 1848 die Entwicklung

der Dinge in Schleswig-Holstein ahnte und den Sieg des Deutschtums verkündete, denn in demselben Briefe an Jeanette sagt er u. a.: „Ueber Euch Schleswig-Holsteiner kann ich mich nur freuen. Die Dänen werden Euch wohl nicht unterkriegen. Europa rekonstruiert sich nach Nationalitäten, alles Fremde wird abfallen, möchten wir nur alles Deutsche wieder bekommen, so wären wir reichlich entschädigt. Aber dazu gehört Einheit und Kraft und wir sind in der Richtung, beides zu verlieren. Doch gebe ich die Hoffnung nicht auf, daß gesunder Sinn wieder obenauf kommt, es ist jetzt eine Verblendung, die wie eine moralische Cholera durch Europa zieht.“

Schon zu einer Zeit, als diejenigen, die für ein einiges Deutschland schwärmten, kämpften und litten, noch als Phantasten angesehen wurden oder sich verdächtig machten, beseelt Helmut von Moltke der Wunsch, Deutschland endlich einig zu sehen. Freilich hält er es für unmöglich, die deutschen Stämme zu einen, wenn, wie dies 1848 der Fall war, Ordnung und Gesetz mit Füßen getreten würden. In diesem Sinne schreibt er aus Coblenz, den 29. März 1848, an Jeanette: „Nicht von außen kommen unsere Feinde, wir haben sie im Innern — die Proletarier sind der Zauberbesen, den der Liberalismus heraufbeschworen, und den er nicht mehr bannen kann. Bald wird der liberalste Deputierte ein Stock-Aristokrat sein, und schwer werden sie ihr Kokettieren mit Freisinnigkeit und Volksbeglückung büßen. Welche Zukunft verscherzt Deutschland! Welche Verantwortung für die, welche diese Zustände veranlaßten!“

Frau Jeanette hätte kein Weib sein dürfen, wenn

sie ihren Schwager nicht einmal auch mit einer Heiratsangelegenheit betraut hätte. Sie wünschte nämlich Auskunft über den Premierlieutenant von St., und zwar in dessen Eigenschaft — als Heiratskandidat. Der gutmütige Schwager unterzog sich den von ihm gewünschten Recherchen nach dieser Richtung, gerade wie er einst auch seiner Mutter in diesem Punkte gefällig war. Die Auskunft, welche er Jeanette aus Magdeburg unter dem 23. Sptbr. 1849 erteilte, ist durch ihren feinen Sarkasmus, der gleichsam zwischen den Zeilen zu lesen ist, bemerkenswert und verrät die Gesinnungen des damaligen Junggesellen in Punkto der Eheschließung zur Genüge. Er sagt u. a.: „Vermögen soll er nicht haben, doch ist auch nicht bekannt, daß er Schulden habe. Ob möglicherweise einige unquittierte Rechnungen da sind, dafür läßt sich nicht einstellen. Vom Onkel T. habe ich nichts erfahren, ebensowenig, ob er schon einmal früher eine Dame schön und liebenswürdig gefunden hat, doch habe ich dafür auch nicht die geringste Vermutung. Die Damen fragen danach sehr viel, unsereins gar nicht, da wir annehmen, daß eine ehrenwerte Gesinnung für die Zukunft bürgt und daß man nach der Vergangenheit nicht zu viel fragen muß; doch noch einmal: darüber weiß ich gar nichts. Du siehst, daß ich also überhaupt nicht viel, vom guten etwas, vom schlechten gar nichts, zu sagen weiß. Die Hauptsache wird wohl sein, was der schönen Brautjungfer ihr eigenes Herz sagt.“

Selbstverständlich war Jeanette eine treue Pflegerin ihrer Schwester, der Gattin Moltkes, anlässlich deren tödlicher Erkrankung 1868 am acuten Gelenkrheumatismus, und sie wetteiferte mit ihrer Stiefmutter

Auguste im Samariterdienst am Krankenlager der geliebten Patientin. Ihr Schwager hat ihr dies nie vergessen, und seine Briefe enthalten Ausdrücke des wärmsten Dankes. Für den edlen Charakter Jeanettens spricht auch das rührende Schreiben, welches der tiefgebeugte Gatte kurz nach dem Ableben seiner Marie an die trostlose Schwester gerichtet hat: „Niemand fühlt wohl den schweren Verlust tiefer als Du. Dein und Mariens Verhältnis war ja ein so inniges; wenn sie auch das Leben so viel leichter auffaßte als Du, so trug sie Dich doch so recht in ihrem warmen, liebevollen Herzen, und ich glaube immer, daß sie uns auch jetzt noch nahe ist. Aber Dein Aufenthalt hier ist doch ein Segen gewesen. Er hat mir leichter über die erste schwere Zeit hinweggeholfen. Mit ordnender Hand hast Du die Verhältnisse wieder geregelt und in geräuschlosem Walten die Wirtschaft in Gang gebracht. Wie dankbar ich Dir dafür bin, kann ich Dir nicht genug aussprechen.“

Nur das eine bedauerte er, daß seine Marie, die so unbeschreiblich viel von ihrer Schwester gehalten, nicht noch bei klarem Bewußtsein die Freude gehabt hatte, ihre Schwester zu sehen, denn als diese kam, waren die Sinne der Patientin schon umnachtet. Ein herliches Wort hat Moltke bei diesem Anlaß gesprochen, indem er sagt: „Ich glaube, daß der Mensch schon ehe er stirbt mit diesem Leben abschließt, und daß alles Irdische, auch das Liebste, durch einen Blick vielleicht in das Jenseits auch nur noch für das Jenseits eine Bedeutung erhält.“

Jeanette von Broeddorff hat viel Kummer in ihrem Leben durchgemacht. Sie verlor die innigstgeliebte Schwester, ein Jahr darauf ihren Mann und im deutsch-

französischen Kriege wurde ihr Sohn, der Lieutenant Baron Fritz von Brockdorff, schwer verwundet, indem er bei einem Ausfall der Franzosen eine Kugel in die Brust erhielt, welche an den Rippen entlang und im Rücken herausging. In einem tiefempfundenen Briefe tröstet Moltke seine Schwägerin, indem er meint, daß, wenn Fritz, wie er hoffe, mit Gottes Hilfe, glücklich durchkomme, so sei dessen Verwundung so gut wie ein neuer Orden.

An Marias Ruhestätte, für ihn sowohl wie für Jeanette ein hehres Heiligtum, zu pilgern, war für beide ein wahres Herzensbedürfnis. Noch im Herbst 1882 berichtete er ihr: „Marias Grabstätte ist von einem Rosenstamm bis ans Dach überwachsen, der hunderte von Blüten trägt. Die Tausende von Bäumen, die ich gepflanzt habe, sind unglaublich herangewachsen, und wir sind jetzt beim Wegschlagen, um Durchsichten zu öffnen und schönere Gruppierungen herzustellen.“

Junige Freundschaft verband den Strategen auch mit seinen zahlreichen Cousinen, Nichten und Großnichten. Er giebt ihnen die allerzärtlichsten Kosennamen und scherzt und schäkert mit ihnen, daß es eine wahre Freude ist. Dabei hat er die Hände voll zu thun, um ihnen zu Weihnachten, zu Geburtstagen oder anderen Gelegenheiten Shawls, Pelzhandschuhe und zahlreiche andere kleine Geschenke zukommen zu lassen. Die Nichten und Großnichten revanchieren sich dadurch, daß sie dem Onkel, bezw. Großonkel mehr oder weniger geistreiche Briefe und poetische Ergüsse senden. Noch der 90jährige amüsiert sich über die dichterischen Erzeugnisse der 11jährigen Margarethe, der kleinen Tochter

seines Neffen Wilhelm von Moltke, denn er schreibt frohgelaut, selbst den Pegasus besteigend:

„Jochen Peter, Schwerenöter —

Und Margarethe schreib' ich später!“

Sein Liebling war die vorgenannte, um 4 Jahre ältere, Schwester Leonore, oder wie er sie koseend nennt Leno. Sie schrieb ihm sehr fleißig Briefe, und ihr kindliches Geplauder bereitete ihm viel Vergnügen. Im Herbst 1888, als sie in Leipzig war, fragt er sie humoristisch, ob sie in Rosenau und von da längs der Pleiße promenieren dürfe, da sie doch ein Backfisch sei. Er unterzeichnet immer seine Briefe mit „Opapa“.

In einem Briefe, welchen er der 15 jährigen zu Weihnachten 1890 schreibt, verspricht er ihr, daß er zu ihrer Konfirmation kommen werde, aber in seinem Alter dürfe man keine Pläne auf lange Zeit hinaus machen, wobei „Opapa“ galant bemerkt: „Als Königin im Dornenröschen wirst Du wohl alle Deine Unterthanen um Kopfeslänge überragen, wie König Saul, der um ein Kopf größer war, als alles Volk“. Natürlich hatte Leno auch ihr „Poesiealbum“, und sie quält „Opapa“ solange, bis der 91 jährige einen Stammbuchspruch hinein schreibt: „Mögen alle Blätter dieses Buches sich mit freudigen Andenken füllen!“

Viel Freude bereiteten ihm die hübschen und sinnigen Weihnachtsgeschenke seiner Nichte, Marie von Kulmiz, einer Schwester Wilhelm von Moltkes. Als sie ihm einst zu Weihnachten 1883 einen ausgestopften Fuchs verehrte, dankte er ihr voll Humor: „Was

die Füchse doch für kluge Tiere sind! Immer suchen sie beim Treibjagen die Stelle auf, wo ich stehe, weil sie wissen, daß sie da noch am ersten durchkommen. Nur einer hat besonderes Unglück gehabt, der mir nun zu Füßen liegt. Einem schlechten Schützen ist es doppelt wertvoll, wenn ihm mal ein Schuß gelingt, vollends auf einen Fuchs, und so blicke ich denn mit gerechtem Stolz auf Dein hübsches und sinniges Weihnachtsgeschenk“.

Einen regen Briefwechsel unterhielt er mit seiner 1859 geborenen Nichte, Ernestine Knudson, einer Tochter seiner Schwester Auguste und Stieffchwester seine Frau Marie. Ihr heiteres, fröhliches Wesen und ihre Opferbereitschaft, die Kranken zu pflegen und die Leidenden zu trösten, gewannen namentlich die Zuneigung des Onkels, den sie oft in Creisan aufsuchte und dessen Häuslichkeit sie verschönte. Einmal, unter dem 30. August 1882, macht ihr der Marschall das Kompliment: „Dein elastisches Gemüt richtet sich bei allem, was Dich drückt, immer doch wieder auf, und neben allen Sorgen freust Du Dich doch dessen, was die Gegenwart bietet. Jeder trägt so seine Sorgen stille mit sich herum, die vielleicht sonst niemand kennt, denn die Brust des uns auch am nächsten Stehenden ist ein tiefes Geheimnis, bis endlich der Tod seine hoffentlich milde Erlösung von allem Leid bringt.“

Fast einen ähnlichen Gedanken spricht auch Moltkes Schwester Guste in einem Brief an ihre Tochter Ernestine zu Weihnachten 1868 aus: „Des Menschen Leben ist wie die Blume des Feldes, aber des Menschen Seele

ist von Gott und geht zu Gott, wenn sie hinieden nach dem Kleinod ringt.“

Eine der Großnichten des Feldmarschalls Marie Ballhorn hat im V. Bande der schon erwähnten „Gesammelte Schriften“ ihres Großonkels (Berlin, Mittler) einige interessante Erinnerungen an ihn veröffentlicht, welche das Charakterbild desselben in dankenswerter Weise zu ergänzen geeignet sind. Ihr war das Glück beschieden, ihrem berühmten Auserwählten von ihrer frühesten Jugend an nahe zu stehen. Ihre ältesten Erinnerungen reichen bis auf das Jahr 1839 zurück, in dem der damalige Hauptmann von Moltke aus der Türkei zurückkehrte. Seine Briefe von dorthier gingen fast alle über Berlin durch ihres Vaters Hände an die übrigen Verwandten und machten namentlich auf die Jugend einen tiefen Eindruck, schon allein ihres Aeußeren wegen. Sie waren nämlich stets ganz durchstochen und durchröchert der damals in der Türkei herrschenden Pest wegen. Man glaubte so die Ansteckung zu verhüten.

Marie Ballhorn erzählt nun, daß Moltke nach Abschluß der türkischen Reise zuerst in Berlin bei ihren Eltern halt gemacht habe: „Es waren gerade die Weihnachtstage, als er bei uns ankam, und ich erinnere mich deutlich des großen, hübschen Mannes, der, mit dem türkischen Fez das Haupt bedeckt, in leichter Civilkleidung, mit den Schätzen des Orients beladen — schien es uns Kindern — in unser Weihnachtszimmer trat. Meiner Mutter hatte er u. a. ein Gläschen mit Rosenwasser mitgebracht, das noch heute in der Familie bewahrt wird. Unter mancherlei seidnen Shawls, von Türkinnen gestrickten Strümpfen, kleinen

Handarbeiten, Schmuckfäden und Rosenkränzen befanden sich auch 2 Holzlöffel, von Soldaten im Lager von Nisib geschnitzt. Auch diese sind noch in unserem Besitz. Freilich haben sie jetzt nur noch den Wert, den ihnen die Hand, die sie gab, verlieh. Damals aber waren sie noch ziemlich einzig in ihrer Art. Auch das kleine arabische Pferd, das der Onkel in der Schlacht von Nisib geritten, hatte er mitgebracht. Es hatte Aufnahme in unserem Stall gefunden, und mein Bruder und ich machten darauf unsere ersten Reiterversuche, freilich nur, wenn uns der Onkel selbst oder der Reitknecht darauf festhielt. Ersterer ritt damals fast täglich, von meinem Vater begleitet, auf dem Nisib spazieren.“

Hr. Ballhorn erzählt ferner, daß Moltke schon damals eine schweigsame Natur gewesen sei, was ihm später bekanntlich den Namen: „Der große Schweiger“ eintrug. Aber so wenig er sich in geselligem Verkehr geäußert, so gern habe er mit Kindern verkehrt; er neckte sich mit ihnen, erzählte Geschichten von Türken und Türkinnen, und blickten alle die staunenden Kinderaugen auf ihn, so war er befriedigt. Er liebte Witze und Scherz und besaß selbst einen trockenen Humor, bei dessen Äußerungen sein an sich hübsches Gesicht von einem feinen ironischen Lächeln umspielt wurde, das es sehr verschönte.

Eines Abends zeichnete er am Theetisch eine türkische Schildwache in sitzender Stellung. Da er erzählte, daß die Türkinnen stets verschleiert wären, fragte ihn seine Großnichte bedauernd: „Eine Dame kannst Du wohl nicht zeichnen?“ Da erschien das eben erwähnte Lächeln auf seinem Gesicht, er nahm den

Stift und zeichnete ein weibliches Gesicht mit scharfgebogenen Augenbrauen und von großer Schönheit.

„Aber Onkel, woher weißt Du, wie sie ausah?“ fragte ihn Marie Ballhorn.

„Aum, ich sah hinter den Schleier,“ erwiderte der Onkel ganz ernst.

Warum die Erwachsenen alle lachten, begriff sie damals noch nicht. Da sie großes Gefallen an seinen Zeichnungen fand, so machte er ihr öfter das Vergnügen, solche Kleinigkeiten zu zeichnen.



III.

Moltke's Frau. Als Braut.

In der Neujahrsnacht von 1836 hatte seine besorgte Mutter aus ihrem einsamen Stübchen in Schleswig dem am fernen Bosphorus weilenden Sohne aus der Tiefe ihrer Seele einen Neujahrswunsch gesandt, dahingehend: „Was wird das neue Jahr uns bringen? Reichen Segen und Gesundheit für Dich, mein lieber Helmuith, darum bitte ich Gott in dieser Stunde, und bald eine liebende Gefährtin an Deiner Seite. Du bist in dem Alter, wo man nicht mehr mit blinder Leidenschaft wählt. Du hast es mit unermüdlichem Streben dahingebracht, auf eine glückliche Häuslichkeit Anspruch machen zu dürfen. Möge Dir die Vorsehung nun ein Deinem Herzen würdiges Wesen zuführen. Dies möchte ich so gern noch erleben; wie innig würde ich mich Deines Glückes freuen!“

Wir wissen, daß diese Freude leider dem treuen Mutterherzen nicht beschieden war. Von allen Briefen aber, die ihm aus der Heimat zugegangen waren, hat Moltke diesen einzigen der Mutter sorgsam aufbewahrt, wie die Bürgschaft eines Vermächtnisses. Seiner Schwester Auguste hat er einmal gesagt: „Die Ehe ist ein Glücksspiel; es weiß niemand, welches Los

er zieht. Soll ich einmal heiraten, so möcht' ich ein Mädchen nehmen, das Du erzogen hast." Und dieser sein Wunsch sollte buchstäblich in Erfüllung gehen. Wir wissen, daß er seine köstlichen „Briefe aus der Türkei“ an seine Schwester, die damals im engen Kreise zu Ithoe lebte, gerichtet hat. Auf niemand wirkten diese geistreichen Plaudereien und Schilderungen so tief und nachhaltig, als auf ein holdes Kind, welchem seit seinem fünften Lebensjahre Auguste von Moltke eine Mutter geworden war, auf die am 21. Juni 1826 zu Kiel geborene Marie Burt. Dies lebensfrohe, blühende Mädchen mit dem dunkelblonden Lockenkopf und den großen, braunen Augen, von tiefem Gemüt und lebhafter Einbildungskraft, las die Reisebriefe des ihr persönlich unbekanntem Oheims mit großer Spannung, und sie schwärmte bald für den kühnen Mann, der keine Hindernisse kannte, der so viele Abenteuer erlebte und dessen hohe Bildung und Gelehrsamkeit von der ganzen Familie bewundert wurden. Bevor sie ihn noch gesehen hatte, empfand sie für ihn schon ein Gefühl unbegrenzter Verehrung und Bewunderung.

Es war an einem Maitage des Jahres 1841, als der Held ihrer kindlichen Träume in ihr Haus trat. Wettergebräuntes Antlitzes, hochgewachsen und ernst, schlicht und anspruchslos, doch leuchtenden Auges stand er in der Blüte seiner Männlichkeit vor ihr. Es erging ihr wohl wie einst der Desdemona, und gleich dem Mohren von Venedig mochte auch er sagen:

So sprach ich denn von schweren Wechselfällen,
Von drohender Gefahr zu Land und Meer,

Von knapper Rettung aus toddrohender Breche,
Von wunderbaren Reiseabenteuern
In fremder Welt, und alles dies zu hören
War Desdemona stets voll ernstern Eifers.
Oft aber rief ein Hausgeschäft sie ab,
Und wenn sie dieses eiligst abgethan,
Kam sie zurück, mit gier'gem Ohr verschlingend,
Was ich erzählte. Dies bemerkend nahm ich
Einst eine günst'ge Stunde wahr

Rasch war seine Wahl getroffen. Er, der bis dahin noch nie geliebt hatte, entbrannte nun in leidenschaftlicher Liebe zu der holden Jungfrau, welche von seiner Schwester trefflich erzogen wurde. Ihr frisches, schlichtes und natürliches Wesen hatte für ihn etwas ungemein Anziehendes und Erquickendes, und er erkannte bald, daß nur sie allein im Stande wäre, sein Lebensglück zu begründen.

Moltkes Freiwerberin war eben diese seine Schwester Auguste. Drei Tage hatte das Kind in stillem Sinnen gezögert, dann war es den Eltern um den Hals gefallen und hatte sie um ihren Segen gebeten. Gewiß waren der kaum 16 jährigen Braut zagende Zweifel darüber gekommen, ob sie auch fähig sei, den doch schon in die 40 eingetretenen Geliebten dauernd zu beglücken, aber sie fertigte solche Sorgen entschlossen ab. „Ich bin noch so jung und unerfahren,“ schrieb sie ihm damals, „darum will ich mich nun bestreben, nicht widerspenstig oder strong headed zu sein, damit ich Dir immer nachgebe, wenn ich unrecht habe. Ich habe noch gar keine tournüre und mir fehlen noch so ganz alle geselligen Gaben, darum will ich

mich so gern überall von Dir leiten lassen. Dazu gehört freilich viel Geduld von Deiner Seite, mir alle Verstöße nachzusehen, die ich machen werde.“

Beforgter als Marie selbst waren die Verwandten, wie Marie Vallhorn in ihren „Erinnerungen“ zu berichten weiß. Man glaubte in der Familie nicht, daß Helmuth richtig gewählt habe, erstens des großen Altersunterschiedes wegen, und zweitens, weil Marie allen als ein äußerst ausgelassenes, wildes Kind bekannt war — wie sollte sie zur ehrbaren Gattin des ernstesten gelehrten Offiziers passen? Da er so schweigsam war und sein Inneres sorgfältig verbarg, trauten ihm nur wenige eine tiefe, innige Liebe zu. Aber auch hier bewies er durch die That die Richtigkeit seiner Absichten. Seine 27 Jahre hindurch mit seiner Frau geführte Ehe gehörte zu den glücklichsten, die wir kennen. Marie Burt war in Freud und Leid, in guten, wie in schlimmen Tagen, sein treuester Kamerad und seine angebetete Lebensgefährtin. Sie liebten sich treu, innig und leidenschaftlich, und vom ersten Augenblick ihrer Begegnung bis zu ihrem Tode vereinigte sie beide eine tiefe, beseeligende Herzenseigung; und als des Schicksals rauhe Hand sie ihm in der Blüte ihres Lebens zu seinem unaussprechlichen Schmerze entriß, hat er nie mehr an eine zweite Ehe gedacht, wie man ihm so viele Jahre zumutete, und von der zu reden die Seitungen damals nicht müde wurden.

Seine uns bekannte Liebe für kindliches, unbefangenes Seelenleben hat bei ihm wohl auch bei seiner Verlobung mitgewirkt, denn Marie Burt war damals, als er sich mit ihr verlobte, fast noch ein Kind, und auch in

den ersten Jahren ihrer Ehe bezeugte die stattliche, ziemlich große, schöne, junge Frau die Heiterkeit ihres Naturells und ihren naiven Sinn dadurch, daß es ihr große Freude bereitete, mit den jungen Damen ihrer Verwandtschaft herumzujagen und wie ein Kind zu tollen, und der ernste stille Herr Gemahl sah diesem Treiben mit seinem stillen Lachen zu und schien damit sehr zufrieden zu sein.

Neben seiner Schwester Auguste war es vor allem Marias Großmutter, die alte Frau von Staffeldt, geborene von Brockdorff, in Kiel, welche die Wahl ihrer Enkelin von vornherein guthieß und begünstigte, und Moltke dankte ihr dafür unter dem 5. Juli 1841 in einem warmen, aber etwas förmlichen Briefe. Er versichert darin der Großmutter, daß es immer sein aufrichtiges Bestreben sein werde, ihr Vertrauen zu rechtfertigen. Auch schreibt er ihr entzückt, daß er von seiner „kleinen Marie“ bereits einen Brief erhalten habe. „Sie schreibt ganz allerliebste, und als ob sie plötzlich drei Jahre älter geworden wäre.“

Die Briefe, welche Moltke an seine Braut richtete, sind nicht allein liebenswürdige und innige Beweise seiner ebenso zarten, wie glühenden Neigung, sondern auch seiner reichen Gedankenwelt und seines rastlosen Strebens nach den höchsten Zielen. Der Mathematiker, der Stratege, der Denker, wird hier zum Dichter. Eine gleichmäßige Wärme, ja Begeisterung für das holde Wesen geht durch alle seine Zuschriften, von der ersten bis zur letzten, und der Ausdruck des tiefsten Gefühls unlöslicher Zusammenghörigkeit und treubehüteter Fürsorge berührt ungemein wohlthuend. Nirgends findet sich ein Aus-

druck des Phrasenhaften; sein großer und reiner Charakter, seine echt deutsche Gesinnung und sein unentweihbares, mannhaftes Wesen spiegeln sich in diesen herrlichen Blättern aus der glücklichsten Lebenszeit des gewaltigen Mannes harmonisch wieder.

Das alte Soldatenherz des Vaters Helmuth von Moltke, des dänischen Generallieutenants, frohlockte über diese Wahl seines Sohnes und begrüßte sie in seinem Beglückwünschungsschreiben vom 4. Juli 1841 als eine überaus frohe Botschaft. Tief bewegt schrieb er seiner zukünftigen Schwiegertochter u. a.: „Du bekommst gewiß in jeder Hinsicht einen ausgezeichneten und guten Menschen zu Deinem Mann und treuen Führer Deines Lebens, dessen Absicht auch gewiß ist, Dich zu beglücken, erwärme nur sein Herz recht, er bedarf es mehr als jeder andere. Ich bezweifle nicht, daß Deine Liebe zu ihm dies vermag; sei stets fröhlich um ihn und neben ihm, entdecke ihm aber auch immer offen Deinen Kummer, wenn Du Ursache dazu haben solltest. Du baust Dir dann Deinen eigenen Himmel auf dieser Erde.“

Moltke als Bräutigam war einer der fleißigsten Brieffsteller. Es verging kaum ein Tag, an dem er nicht seiner in Ikehoe bei ihren Eltern wohnenden Marie Liebesbriefchen gesandt hätte. Er nennt sie dort: „Mein süßes, liebes, treues, gutes, hübsches Mariechen, my own dear sweet little Mary, mein liebes Herz“ und gebraucht andere Koseworte mehr.

Als er zwei Tage in Berlin ohne sie sitzen muß, und die Geschäfte des Tages ihr liebes Bild in den Hintergrund seiner Seele drängen wollen, lebt sie in seinen Gedanken fort, sieht er ihre freundliche Er-

scheinung und glaubt zuweilen, daß ihre Seele ihm nahe ist; denn

Wenn in unserer engen Zelle
Das Lämpchen freundlich wieder brennt,
Dann wird's im eignen Innern helle,
Im Herzen, das sich selber kennt.

Wenn sie abends nach 9 Uhr gegen Sünden blicke, so werde sie einen prachtvollen Stern am Himmel aufsteigen sehen; es sei derselbe, den seine selige Mutter so oft bewunderte. „Ich sah ihn nie, ohne an sie dabei zu denken und habe den Glauben, daß es mein guter Stern ist, denke dann an mich.“ Es werde öfter das Schicksal seiner Brant sein, da zu versöhnen, wo er mit seinem verschlossenen, oft unfreundlichen Wesen die Leute verletzt habe. Ueberhaupt soll sie sein guter Engel sein, und er nehme sich's fest vor, sich zu bessern, damit er ihrer würdiger werde.

Am Pfingstfeiertag 1841 wird er sentimental, als er einen süßen Brief von ihr erhält, den er gar oft durchliest. „Vielleicht,“ so schreibt er ihr, „sitzest Du gerade jetzt auf dem trauten Plätzchen in der Gartenlaube, wo der Mond Dir durch die Jasminzweige leuchtet, vielleicht blickst Du eben in sein blasses Antlitz, welches auch zu mir so freundlich in die offenen Fenster hineinscheint, als ob er mich von Dir grüßen wollte.“ Auch in einem andern bald darauffolgenden Schreiben Moltkes spielt der Mond, dieses Herzensgestirn aller Liebenden, eine hervorragende Rolle. Wie rührend sind nicht seine Worte: „Der Vollmond steht meinen Fenstern strahlend gegenüber. Gewiß siehst Du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohl-

spiegel, und ich erblickte Deine lieben süßen Züge darin, Deine nußbraunen Augen und sanftflächelnden Mundwinkel! Dicht daneben steht der große Stern, von dem ich Dir schrieb. Oft wenn ich in fernen asiatischen Steppen den laugen, heißen Tag geritten und die Nacht herabsank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreichten, oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager breiten ließ, trat er mit südlicher Klarheit aus dem Abendrot hervor und leuchtete so milde, als wollte er sagen: Reite nur getrost und vergiß alle Sorgen, Du wirst doch noch ein Herz finden, welches Dich liebt. Und so habe ich Dich gefunden, teure Marie, aber des Schicksals Sterne wohnen in der Menschen eigenem Busen und jeder ist so glücklich, als er es verdient. Würde ich es nicht mit Dir, so wäre es nur, weil ich nicht so rein und so gut bin und nicht mehr werden kann wie Du. Je länger ich lebe, desto mehr erkenne ich an, daß schon in diesem Leben die Vergeltung alles Guten und Bösen wenigstens zum großen Teil eintritt. Darum wirst Du das Glück des inneren Friedens nicht entbehren, denn Du bist wie eine Blume, und ich bitte Gott, daß er Dich erhalte, so lieblich, rein und hold.“

Moltke als Bräutigam war kein eifersüchtiger Othello, vielmehr hatte er grenzenloses Vertrauen zu seinem holden Kinde, und als sie ihn befragte, ob sie tanzen dürfe oder nicht, schrieb er ihr, daß er es dringend wünschte, daß sie tanze, — nur nicht gerade mit Leuten, die enge Stiefel trügen — und sich überhaupt amüsierte, so gut wie möglich. Er berief sich dabei auf seine Schwester Lene, die ihm einmal ge-

geschrieben habe, es thäte ihr immer leid, wenn sie sähe, wie jemandem ein Stück aus seinem Leben weggestrichen werde: „Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegstricke! Du wirst noch eine lange Reihe von Jahren eine junge, hübsche Frau sein und sollst, so hoffe ich, alle Freuden genießen, welche die Welt einer solchen bietet. Diese Welt, liebe Marie, hat ihre großen Lockungen und Genüsse, sie hat aber auch bittere Täuschungen und Kränkungen. Möchtest Du aus dem Kerzenschimmer der vergoldeten Säle nur immer gern in die eigene kleine Häuslichkeit zurückkehren, möchtest Du bei so vielen glänzenden Erscheinungen nur immer das Gefühl bewahren, daß doch niemand es treuer mit Dir meint, als Dein „alter Bär“ daheim. Dann ist alles, was ich wünsche, erreicht, und Du magst so viel Bälle und Konzerte, Theater und Soiréen besuchen, wie es Dir Vergnügen macht.“

Ungeduldig wartet er auf die Hochzeit und ist gar nicht damit einverstanden, daß sein Schwiegerpapa in spe mit der Festsetzung des Termins zögert. Er verkümmere ganz, wenn er noch einen Winter allein in seinem Lehnstuhl sitzen müßte; sobald sie verheiratet seien, werde er sie, die zarte kleine Pflanze, wie seinen Nougatpfel hegen und pflegen.

Ein köstlicher Humor durchweht zuweilen diese Bräutigamsbriefe. So berichtet er einmal, daß er vom Komitee der Berlin-Hamburger Eisenbahn ein Schreiben erhalten habe, welches ihn auffordere, als Mitglied der Direktion einzutreten. Das wohlwöbliche Komitee werde wohl eine Ahnung davon haben, daß ein gewisser, kleiner, allerliebster Magnet ihn nach

dieser Richtung hinziehe, und daß er ganz besonders bei der Herstellung der schnellsten Verbindung nach Hamburg, also auch Ikehoe, beteiligt sei. Deshalb habe er auch die Aufforderung gern angenommen, indem eine so müßliche Thätigkeit Veranlassung zu mancher Reise nach Hamburg—Ikehoe werden würde. „Künftig können wir morgens 6 Uhr von Berlin abfahren, um 3 Uhr in Hamburg sein, uns auf das Ikehocr Dampfschiff setzen, abends 7 Uhr in „The Green Meadows“ anlangen und den Thee bei Mama trinken.“

Er schreibt seiner Braut, daß er den Verlobungsring noch nie abgelegt habe, und es ist für seine echt deutsche, treue Gesinnung bezeichnend, daß er den selben sein ganzes Leben lang nicht abnahm und dafür Sorge trug, daß er ihm auch nach seinem Tode nicht vom Finger entfernt werde.

Wo immer er sich befindet, denkt er seines Liebchens und hegt den sehnlichsten Wunsch, sie an seiner Seite zu haben und ihren Lebenspfad mit Rosen zu bestreuen. Als er z. B. in Glienick, im herrlichen Park des Prinzen Karl, weilt, ruft er sehnsüchtig aus: „Ich wollte, ich könnte Dich hier herumführen! Der Rasen ist, soweit das Auge reicht, vom frischesten Grün, die Hügel mit schönem Laubholz begrenzt und der Fluß und die Seen flechten ihr blaues Band durch eine Landschaft, in welcher Schlösser und Villen, Gärten und Weinberge zerstreut liegen. . . . Wunderhübsch ist der Hof, auf welchen meine Fenster gehen. Auf einem Grast Teppich wie grüner Sammet steigt eine zierliche Fontäne empor, und ringsumher zieht

sich eine Veranda, die mit Passionsblumen und Aristolochien dicht bekleidet ist. Ich freue mich schon darauf, Dir einmal alle diese schönen Sachen zu zeigen.“

Er freut sich sehr, als er von ihr erfährt, daß sie fleißig in der Küche sei. „Deine Kost soll mir gut behagen. Wir wollen wenig Gerichte, aber gute Speise essen, ohne Gewürz und künstliche Geschichten, nicht wahr?“ Doch auch für Herz und Gemüt seiner Braut möchte er Nahrung schaffen. So wollen sie u. a. die Berliner Theater fleißig besuchen, und wenn es ihm nur gelänge, sie ein paar Jahre glücklich und zufrieden zu machen, wolle er dann gerne sterben.

„Dann mag die Totenglocke schallen,
Dann bist Du Deines Dienstes frei,
Die Uhr mag steh'n, der Zeiger fallen,
Die Zeit, sie sei für mich vorbei!“

Diese so heiß ersehnte Zusammenkunft mit seiner Braut und der Familie Burt fand endlich in der zweiten Hälfte des Juli 1841 in Helgoland statt. Er verlebte an der Seite seiner Verlobten überaus glückliche Tage. Die Insel freilich hatte seinen Beifall garnicht. „Ich kann es nicht leugnen,“ so schreibt er nach seiner Abreise von Harburg aus, „daß es mir vorkommt, als wenn ich aus dem Gefängnis entschlüpfst wäre. Und wäre ich nicht mit Dir dort eingesperrt gewesen, so hätte ich es auch nicht solange ausgehalten.“ In Helgoland war es auch, wo der Schriftsteller Adolf Stahr, der sich zu jener Zeit ebenfalls dort aufhielt, mit dem ihm bis dahin unbekanntem Verfasser der zuerst anonym erschienenen „Reisebriefe aus der Türkei“, die ihn ungemein gefesselt hatten, auf eine

höchst eigentümliche Weise zusammentraf. Er erzählt darüber im 4. Band seiner „kleinen Schriften“ folgendes:

„Frisch erfüllt von dem gehaltenen Eindrucke beehrte ich mich, am Morgen nach der Beendigung der Lektüre, denselben dem Freunde, als wir nach der Badeinsel hinüberfuhren, lebhaft auszusprechen. Es war ein wolfiger, regenprühender, durchaus nicht sommerlicher Julitag. Die Ueberfahrt bei völliger Windstille ungewöhnlich langsam. Wir saßen in unsere Mäntel gehüllt in dem geräumigen Boote, welches die 6 Ruderer mühsam durch die, von dem heftigen Winde des vorigen Tages noch aufgeregten Wellen arbeiteten, und in welchem sich außer uns nur noch ein einziger, uns unbekannter Badegast befand. Ich hatte bereits meinem Gefährten ausführlich den Genuß gerühmt, welchen mir das gedachte Buch bis zu Ende gewährt habe, und ihm die Lektüre desselben dringend empfohlen. Nur an einer Stelle, so schloß ich meine kritische Mitteilung, habe ich eine kleine Uebertreibung in dem sonst durchaus das Gepräge einfacher Wahrheit tragenden Buche zu bemerken geglaubt, und das ist bei dem Gewalttritt nach der verlorenen Schlacht von Nisib, auf welchem der Autor zuletzt 36 Meilen in wenig mehr als ebensoviel Stunden zurückgelegt zu haben behauptet. Das scheint mir doch etwas unglaublich In demselben Augenblick richtete sich der etwa 2 Schritte von uns sitzende, in einen grauen Mantel gewickelte Mann ein wenig auf und sagte mit ruhiger Stimme: „Sie können es dennoch immerhin glauben, mein Herr, denn ich selbst bin es, der den Ritt gemacht hat.“ Ich war

so erstaunt, ja überrascht, daß ich im ersten Augenblick nur mit 2 Worten etwas Entschuldigendes erwidern konnte, was er jedoch mit der artigen Bemerkung ablehnte, daß eine Anerkennung seines Buches, wie er soeben deren unfreiwilliger Ohrenzeuge geworden sei, jenen kleinen Zweifel mehr als aufwiege. Als wir unmittelbar darauf ans Land stiegen, und gemeinsam zu dem Badestrande gingen, betrachtete ich mir ihn genauer. Er war eine hohe, hagere Gestalt von scharf gezeichneten Gesichtszügen des mageren, wettergebräunten Antlitzes, dessen festgeschlossener, schmallippiger Mund und dessen schweisgsamer Ernst in keiner Weise der frischen Heiterkeit, dem nicht selten schalkigen Humor und der beredten Aufgeschlossenheit der Mitteilungen in seinem Buche entsprechend erschienen, wohl aber sah man ihm an, daß er wirklich die oft unglaublichen Strapazen durchgemacht haben mußte, von denen ich in seinen Briefen gelesen hatte, und die nur ein stählerner Wille und eine von Jugend auf gesparte Gesundheit ihn befähigt haben konnten. Er gab dies auch zu, als ich es auszusprechen mir erlaubte, fügte aber zugleich hinzu, daß seine Nerven doch durch die ertragenen Anstrengungen und Entbehrungen einen Stoß bekommen hätten, den er mit dem Gebrauch dieses Bades auszugleichen hoffte. Er war damals erst 40 Jahre alt, aber sein Aussehen ließ ihn um nahezu 10 Jahre älter erscheinen. Als ich mich und meinen Begleiter ihm namentlich vorstellte, gab auch er uns seinen Namen als „von Moltke, Hauptmann im preussischen Generalstabe zu Berlin.“ Was mir aber an ihm besonders auffiel, war die bei einem preussischen Offizier damals nicht eben häufig anzutreffende Ein-

fachheit und schlichte Natürlichkeit seines ganzen Wesens, dessen Zurückhaltung eben nur als eine gewisse angeborene Schweigsamkeit erschien. Als er die Tafel verließ, hatte ich versäumt, ein paar Briefe noch rechtzeitig nach Berlin zur Post aufzugeben, und kaum erfuhr er dies, als er sich freiwillig erbot, dieselben mitzunehmen und zu besorgen — ein kleiner, aber charakteristischer Zug seines einfachen, aber freundlichen Wesens.“

Von Harburg fuhr Mostke unmittelbar nach Pyramont, welches ihm sehr gefiel, von dort wanderte er zu Fuß über Corwey und Hörter nach Karlshafen und fuhr dann über Göttingen an den Südfuß des Harzes, um hier eine Recognoszierungsreise anzutreten. Auch diese machte er zumeist zu Fuß, und aus seinen zahlreichen Briefen an seine Braut bricht immer wieder ein tiefes Naturgefühl belebend hervor. Immer und immer steht sie ihm vor Augen, mit dem von Abschiedsthränen umflorten Blick, wobei er sie fortwährend bittet, ihm alle Tage zu schreiben, was sie den Tag vorgehabt, denn es seien die kleinen täglichen Beziehungen, welche den Reiz des Verkehrs ausmachten und aus vielen kleinen Tagesgeschichten setze sich am Ende eine Lebensgeschichte zusammen.

Der große Natur-, besonders Blumenfreund dokumentiert sich in diesen Briefen an seine Marie gleichfalls, denn er bittet sie, auch etwas Blumenkultur zu studieren, da es doch so hübsch, besonders im Winter, sei, ein bischen grünes und blühendes vor den Fenstern zu haben. Außer ein paar miserablen Geranien wolle unter seiner Hand nichts gedeihen. Daneben beschäftigt ihn die zukünftige Hauseinrichtung lebhaft.

„Wahrscheinlich,“ so schreibt er, „werde ich in demselben Hause, wo ich jetzt wohne, in der 2. Etage ein größeres Quartier mieten. Die Lage — am Leipziger Platz — ist sehr angenehm, daß ich nicht gern fortgehe, obgleich die Gegend zu den teuersten gehört. Du hast hier vor Deinem Hause einen schönen, grünen Rasenplatz, das Thor und den Tiergarten in unmittelbarer Nähe. Das Reiten durch die Stadt ist namentlich für Damen so sehr unangenehm. Wegen der stets möglichen Verletzung ist es auch gut, nicht so viel Sachen und Möbel zu haben, was ich aber anschaffe, soll gut sein. Laß uns überhaupt so klein wie möglich anfangen, man kann sich immer noch ausdehnen.“

Durch viele wissenschaftliche und künstlerische Auseinandersetzungen wurden die Briefe des Liebenden zugleich Bildungsmittel für die junge Braut. Er setzte es z. B. durch, daß sie aufhörte, englisch zu korrespondieren, und ihr Interesse für Literatur, Kunst und Wissenschaft ward immer mehr geweckt. Dabei mahnt er sie liebevoll, nicht gar zu fleißig bei der Arbeit zu sein, sondern mit ihren Geschwistern recht eifrig spazieren zu gehen, da die Gesundheit doch die Hauptsache sei.

Ein Wort von ihr interessierte ihn mehr, wie alle Politik, wie er oft versicherte. Als er von ihr hörte, daß sie im Oktober 1841 einen Ball mitgemacht, machte er ihr in galanter Weise allerlei Komplimente: „Wie hübsch magst Du ausgesehen haben in Deinem weißen Kleid mit Atlasbesatz und pink-roses im Haar. Du schreibst blos von Jeanette: That she looked so sweet, aber Dich selbst hast Du wohl garnicht im Spiegel gesehen? . . . Daß Du nach den Tagen so

garnicht müde gewesen bist, zeugt von Deiner trefflichen Gesundheit, aber schone sie auch, liebe Marie.“ Er dankt ihr innig, daß sie nach dem Taumel eines solchen Abends sich seiner doch noch in Liebe erinnere, und er sehe deshalb mit frohester Hoffnung in die Zukunft, denn wenn es ein Glück für ihn auf dieser Welt gebe, so sei es nur mit ihr und für sie.“

Hier und da wird er jedoch schwermütig, wenn ihn der Gedanke plagt, daß er so allein sitzen müsse, während er eine so liebe, liebe Marie habe, die auch gerne bei ihm sein möchte. Wie herrlich wäre es doch, wenn er sie gleich nach Berlin nehmen könnte! Wäre es auch in seiner jetzigen Wohnung etwas eng, so würden sie doch nicht schlecht wohnen. Einen Trost findet er nur in dem Bilde, welches sie ihm schickt, das wunderbar schön gezeichnet sei, wobei er blos bedauert, daß ihre schönen Arme nicht ganz zu sehen seien. „Es hängt,“ schreibt er ihr, „in einem sehr hübschen goldenen Rokokorahmen über meinem Schreibtisch. Wenn ich ins Zimmer trete, fällt mein erster Blick darauf. Der Ausdruck Deines Gesichts ist so gut aufgefaßt, und wenn ich es lange ansehe, möchte ich manchmal sagen: „Nun, Mariechen, sprich doch auch mal ein Wort!“

Bei Zeiten ist er darauf bedacht, sie in die Gesellschaft einzuführen und ihr Freundinnen zu verschaffen. Eine solche war die Geheimrätin von Patow, welche Moltke mit den Worten charakterisiert: „Sie ist Lion der hiesigen Gesellschaft, highly fashionable, und wenn Du Dich an sie anschließst, wirst Du an ihr die beste Stütze für Dein erstes Debut in der Hofgesellschaft haben.“ Aber das „kleine Ma-

riechen“ scheint mit der Fürsorge ihres Bräutigams in Bezug auf die Löwinnen der Gesellschaft nicht ganz einverstanden gewesen zu sein, wie wir dies aus einer Bemerkung Helmuths an sie in einem Briefe vom 1. November 1841 ersehen, worin er sie sanft an seine zukünftigen Pflichten als Dame der Gesellschaft erinnert. „Du schreibst,“ so repliziert er, „wegen high fashion der Frau von Patow, und es ist Dir einerlei, was die Leute von Dir denken. Ja, Mariechen, Du mußt das doch auch lernen. Ich möchte so gerne, daß Du allen Leuten recht gefielest. Die Schönheit ist nur eine Herausforderung für die Kritik und Du mußt durch verbindliches, freundliches und sicheres Benehmen die Leute damit versöhnen. L'homme doit braver l'opinion publique, la femme sy soumettre; ich fehle gegen die erste Hälfte dieses Satzes, mache Du es mit der zweiten nicht so.“

Moltke war bekanntlich ein großer Verehrer der Musik und selbst musikalisch veranlagt; deshalb sind auch seine Briefe an die Braut voll von Bemerkungen über einzelne Opernaufführungen, über diesen oder jenen Sänger bezw. Instrumentalisten. Man ersieht aus seinen Aeußerungen, daß er eifrig bemüht ist, auch in seiner Braut die Liebe zur Musik wecken, und in der That war die spätere Marie von Moltke eine große Förderin aller musikalischen Bestrebungen, und die namhaftesten Künstler und Künstlerinnen gaben auf den Soireen des berühmten Ehepaares ihr bestes. Von seinen zahlreichen diesbezüglichen Auslassungen ist besonders ein im November 1841 an die Herzallerliebste geschriebener Brief bemerkenswert, worin er ihr über die 100 jährige Geburtstagsfeier des Berliner Opernhauses berichtet. Dieselbe wurde durch

Aufführung von einzelnen Tonstücken aller Komponisten begangen, welche innerhalb eines Säculums ausgezeichnetes für die genannte Bühne geleistet hatten. Der ganze Hof war gegenwärtig, und auch Moltke befand sich in der großen königlichen Loge. Allerliebste ist die Plauderei des musikalischen Generalstabsoffiziers über das ganz im Stil der Kirchenmusik gehaltene Duett nebst Chor von Graun aus „Kleopatra“: „Kleopatra und ihre karthagischen Damen waren in Reifröcken mit gepuderten Haaren, Cäsar, welcher eine Tenorpartie sang, denn es war ein Frauenzimmer, nebst seinen Römern erschienen mit Haarbeuteln und Eskarpins zur Toga und nahmen beim Eintreten sehr höflich ihre Helme ab. Alle drei machten tiefe Knige und Verbeugungen.“

In geradezu begeisterter Weise berichtet er über ein bald darauf stattgefundenes Konzert S i v o r i s, des Schülers P a g a n i n i s und Erben seiner Geige, im Opernhause. Was er hier über Paganinis Geige erzählt, ist so spannend und mit solch dichterischem Geschick abgefaßt, daß man es begreiflich finden wird, wenn seine Braut von dieser Schilderung hingerissen wurde und dem genialen Erzähler noch leidenschaftlicher zugethan wurde, als bis dahin.

„In Italien“ — so schreibt Moltke u. A. — „lebte vor 60 Jahren ein Mann, der schon als Jüngling von auffallender Häßlichkeit war. Das lange, rabenschwarze Haar hing wild und starr um sein gelblichbleiches Gesicht. Sein Antlitz glich dem ausgebrannten Krater eines Vulkans und die Züge waren regungslos, bis die Leidenschaft sie bewegte. Dann verzerrten sie sich bis zur Wildheit, und das Sprühen der dunklen

Augen verriet die Glut seines Innern, wie das Feuer des Aetna unter der Decke von Schnee lodert. Ein solches Gemüt war nicht gemacht, um der Welt zu gefallen. Die Männer haßten, die Frauen verschmähten ihn, und er war allein — ganz allein auf der Welt.

„Wie jeder Mensch irgend eine Fähigkeit besitzt, die ihn für die Abwesenheit der übrigen entschädigt, so hatte Pietro die Gabe der Musik. In seinem Häuschen zu Ravenna wanderte er die Nächte auf und ab und geigte schmerzliche Melodien. Einst öffnete er um Mitternacht die mit Welpapier verklebten Fenster und schaute hinaus in den klaren Himmel von Sternen, von denen, so viel ihrer auch waren, noch nicht einer ihm gelächelt hatte. Da hörte er ganz nahe Beifall klatschen von zarten Händen. Es war die schöne Ancella, seine Nachbarin. Dasselbe wiederholte sich in den folgenden Nächten, und bald entflammte Pietro in heißer Liebe für das junge, reiche, schöne Mädchen, und nicht blos seine Geige, sondern auch seine melodische Stimme wurde der Dolmetsch seiner Gefühle. Es entwickelte sich bald ein eigenartiges Verhältnis zwischen beiden, aber Ancella hatte ihn nur gehört, und er zitterte vor dem Augenblick, wo sie ihn sehen würde.

„Jemand hat richtig bemerkt, daß die Männer das Herz durch die Augen, die Frauen durch die Ohren verlieren. Ancella liebte ihn und hätte ihn auch geliebt, wäre er noch zehnmal garstiger gewesen, aber der Italiener konnte das nicht glauben und mit seiner stürmischen Neigung wuchs eine wütende Leidenschaft in seinem Herzen auf. Er mißtraute allen, sich selbst und seiner Geliebten, und quälte sie in dem Maße,

wie er sie vergötterte. Ihre Thränen, ihre Beteuerungen, ihre Klagen und Vorwürfe waren ihm nur Beweise ihrer Schuld, und wenn er ihre Untreue für erwiesen hielt, fühlte er sich so grenzenlos unglücklich, daß er sich zwang, ihren Beteuerungen zu glauben, um nicht zu verzweifeln. Ich weiß nicht, welcher hässliche Zufall in einer unglücklichen Stunde den Schein wirklicher Untreue auf sie warf. Nur soviel ist bekannt geworden, daß Ancella von einem Stilett durchbohrt gefunden wurde, und Pietro sich den Gerichten übergab, um ein Leben zu enden, das er nicht mehr ertragen konnte . . .

„Aber so gut sollte es ihm nicht werden. Man schickte ihn auf die Galeeren, da er aber zu schwach für die schweren Arbeiten war, so sperrte man ihn in einen einsamen Kerker. Die Nacht sank herab und schreckliche Gestalten senkten sich von dem Gewölbe nieder, sie drängten sich drohend nach seinem Strohlager, sie streckten ihre blutigen Krallen nach ihm aus; er that einen Schrei, niemand hörte ihn. Die Gesellschaft des elendsten Verbrechers, die eines Hundes wäre Wohlthat für ihn gewesen, aber er war allein, ganz allein. Doch nein, seine Geige war ihm geblieben. Er ergreift sie krampfhaft, und kaum berührt er mit dem Bogen die Saiten, so erklingen sie wunderbar lieblich, klagend, vorwurfsvoll, begütigend, verzeihend. Es war die Stimme Ancellas, ganz wie sie ihn so oft beruhigt und ermahnt, wie sie ihm geschmeichelt, und wie sie geweint hatte. Es war ihm klar, daß Ancellas Seele in seine Geige gefahren war. Es schien ihm, daß ein Teil seiner Schuld schon durch sein maßloses Elend gesühnt sei, daß die Hin-

geschiedene, welche jetzt bei ihm war, die zu ihm sprach, und die er, verkörpert in seinem Instrument, umfaßte, ihm Vergebung verheißte. Da riß eine Saite, eine zweite, ein dritte, ein Jammerton hallte von dem kalten Gewölbe nieder, es war der Todesseufzer der Gemordeten. Erschöpft sinkt der Unglückliche auf seine Streu zurück, Betäubung, nicht Schlaf umfängt seine Sinne und hält ihn in Bewußtlosigkeit, dem letzten Trost des tiefsten Leides. Am folgenden Tag fleht der Gefangene mit seltsamem Ungestüm den Schließer an, ihm drei Violine-saiten zu verschaffen. Sein ganzes Wohl und Wehe hängt an ihrem Besitz, aber er hat kein Geld, um das Mitgefühl des harten Mannes zu erkaufen, keine Worte, um ihn zu gewinnen. Trauernd betrachtet er sein liebes Instrument. Nur die G-Saite ist ihm geblieben; aber gerade diese zaubert ihm die tiefe Altstimme seiner Geliebten hervor. Den ganzen Tage sitzt er, regungslos vor sich hinstarrend da, aber, wenn die Nacht ihre Schatten herabsenkt, dann greift er zu der einzigen Trösterin seines Elends und geigt, von niemand gehört, die wundervollsten Melodien. Damals komponierte er die schauerliche Melodie des Liedes:

Das Glück, das einst mich hegte,
Ist meiner Brust ein Dorn,
Die Liebe, die mich pflegte,
Ist meinem Schmerz ein Sporn,

O wende Deinen Spiegel,
Erim' rung jener Zeit,
Und drücke, Nacht, Dein Siegel
Auf die Vergangenheit!

Die heiße Thräne zittert
Auf meine Brust herab,
Mein Leben ist verbittert —
Ich wünsche mir das Grab.

„So geigte er viele lange Nächte. Durch lange Übung besiegte er jede Schwierigkeiten seines unvollkommenen Instruments. Was andere auf 4 Saiten nie geleistet, das brachte er mit Leichtigkeit auf einer hervor. Er geigt 10 Jahre lang, ohne daß ein Mensch ihn gehört, und als vollendeter Meister trat er aus der dumpfen Gefängniszelle in die weite sonnige Welt zurück.

„Dort nahm er einen fremden Namen an und reiste in ferne Länder. Eine tiefe Scheu hielt ihn lange ab, den Menschen seine Gefühle zu offenbaren, denn die Töne seiner Geige sprachen deutlicher als Worte von dem Zustande seiner Seele. Aber die Not zwang ihn, sein Talent in die Münze zu schlagen. Bald erfüllte der Name Paganini die Welt, Tausende strömten in die goldenen Opernhäuser, um den wunderbaren Fremdling zu hören. Da stand er leichenblass, abgesspannt, bis der erste Bogenstrich ihn und die Menge beseelte. Ihr stürmischer Beifall ließ ihn kalt. Zerstreut nur blickte er auf die 1000 köpfige Hydra des Publikums. Seine Seele war anderswo und versenkte sich in ihn selbst, sobald der letzte Klang seiner Saiten verhallt war. Der von allen gefeiert war, eilte schüchtern und menschenfeindlich in seine Einsamkeit zurück. Dort überzählte er die Goldhaufen, die seine Schatulle füllten, aber sie gewährten ihm keine Genugthuung. Vielleicht war es ihm noch zu wenig. Er eilt an die

Spielbank, setzt alles auf eine Karte und gewinnt und verliert das Zehnfache, ohne daß selbst die Leidenschaft des Spiels die schreckliche Leere seines Gemüthes auszufüllen vermag. Nur eine Geige bleibt sein Trost.

„Seine Brust hat ausgeseußt und seine Gebeine ruhen in einem unbekanntem Winkel. Denn als der müde Pilger, der die Qual eines hohen Alters erleben mußte, aus den Ländern, deren rauhe Sprache ihm fremd war, zu den Citronenhainen seines Heimatlandes zurückwanderte, verweigerte man ihm zu Rom die letzte Wohlthat einer geweihten Ruhestätte. Nur seine Geige ist übrig geblieben und in derselben wohnt noch heute die Seele der armen Ancella gebauet. Kurz, wenn die Geschichte nicht wahr ist, so könnte sie doch wahr sein, und wenn man die Geige hört, so muß man es glauben, und ich wenigstens denke mir die Geschichte so, wie ich sie Dir erzähle, und weil es jetzt schon weit nach Mitternacht, so will ich Dir nur noch gute Nacht sagen und diese Töne vergessen, von welchen ein nervous gentleman in meiner Nähe ohnmächtig wurde. Aber wenn einer auch Nerwen wie Bindfaden hat, so muß ihn doch so was ergreifen.

„Die Geschichte von „Paganini“ bitte ich aber doch nicht als von mir verbürgt mitzuteilen, seine Erben könnten mich wegen Verbalinjurie, wegen angeschuldigten Mordes belangen!“

Die Jahreswende von 1841 auf 42 verlebte Mostke wieder in Igehoe bei seiner Braut, und allmählich nahte nun der Frühling heran, welcher die Hochzeit bringen sollte, der er mit unbeschreiblicher Sehnsucht entgegensah. Seine Aeußerungen der Geliebten gegen=

über werden immer inniger und ernster. Am 13. Februar 1842 schreibt er ihr einen fesselnden Brief, der an die Anweisung der äußeren Lebensführung, wie er sie von der Gattin wünscht, eine Charakteristik seines eigenen Wesens knüpft. „Laß uns,“ so heißt es da u. a. „nur immer recht aufrichtig miteinander sein, und ja niemals schmollen. Lieber wollen wir uns zanken und noch lieber einig sein. Du hast wohl gemerkt, daß ich manchmal launisch bin, dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber sehen, daß ich mich bessere. Von Dir wünsche ich freundliches, gleichmäßiges, womöglich heiteres Temperament. Du trittst sehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebung, aber Dein guter Verstand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemütes wird Dich sehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit anderen Menschen lehren. Laß Dir's gesagt sein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erste Lebensregel ist, die uns manchen Kummer sparen kann, und daß Du selbst gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich sein kannst, ohne falsch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinste Weltton ist die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens Jeder tritt Dir freundlich entgegen, so versäume denn auch nicht, den Menschen wieder freundlich zu begegnen und sie zu gewinnen. Dazu gehört allerdings, daß Du sprichst. Es kommt garnicht darauf an, etwas Geistesreiches zu sagen, sondern womöglich etwas Verbindliches und geht das nicht, wenigstens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches sagen möchte. Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern. Es macht augenblicklich langweilig, denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Bescheidenheit und Un-

spruchslosigkeit sind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurücksetzungen in der großen Welt . . und wenn wir nicht anders scheinen wollen, als wir sind, keine höhere Stellung usurpieren wollen, als die uns zusteht, so kann weder Rang, noch Geburt, noch Menge und Glanz uns wesentlich aus der Fassung bringen. Wer aber in sich selbst nicht das Gefühl seiner Würde findet, sondern in der Meinung anderer suchen muß, der liest stets in den Augen anderer, wie ein Mensch, der falsche Haare trägt, in jeden Spiegel sieht, ob sich auch nicht etwas verschoben hat. . . . Gesteh' ich's doch, gute Marie, daß ich diese schönen Lehren von mir selbst abstrahiere. Mein ganzes Aufstreben ist nur eine mit Zuversichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten, edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war, hilf Du mir fortan, mich zu bessern. Dich selbst aber möchte ich edler und besser, und das ist gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener, sehen, als ich es werden kann."

Wir haben schon oben erwähnt, daß Moltke nicht die Eigenschaften eines eifersüchtigen Othello hatte und in seiner Marie keine Desdemona erblickte. So gar über die Koketterie hat er sich in einem Briefe an seine Braut vom 15. Februar 1842 in geistreichem und fröhlichem Plauderton dahin geäußert: „Geru werde ich es sehen, wenn man Dir recht den Hof macht, ich habe auch nichts gegen ein bischen Kokettieren. Je mehr Du gegen alle verbindlich bist, je weniger wird man Dir nachsagen können, daß Du einzelne

auszeichnest. Dafür mußt Du Dich in Acht nehmen, denn die Männer suchen zu gefallen, erstens um zu gefallen, dann, um sich dessen rühmen zu können, und Du wirst in der Gesellschaft weit mehr Wiß als Güte finden. Es kann garnicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier sehen wirst, sehr oft zurückstehen werde. Auf jedem Ball findest Du welche, die besser tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Gesellschaft, die lebhafter sprechen, die besserer Laune sind als ich. Aber daß Du das findest, hindert garnicht, daß Du mich doch lieber haben könntest, als sie alle, sofern Du nur glaubst, daß ich es besser mit Dir meine, als alle diese. Nur dann erst, wenn Du etwas hast, was Du mir nicht erzählen könntest, dann sei dadurch vor Dir selbst und durch Dich selbst gewarnt. Und nun gieb mir einen Kuß, dann will ich das Schulmeistern sein lassen.“

Einen Monat später bemerkt er: „Du schreibst mir, daß Du oft verschlossen und dann wieder ausgelassen bist. Das ist nun — die Wahrheit zu sagen — lange nicht so gut, wie ein gleichmäßig ruhiges, heiteres Gemüt; aber jeder Mensch ist das in seiner frühen Jugend, und ich hoffe Dich auch sweet tempered zu sehen. Heiterer Gleichmut ist nicht nur ein großes Glück, sondern auch, soweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienst. Laß uns beiderseits dannach streben. Jemand hat gesagt: Es gäbe nur zweierlei Ehen, solche, wo der Mann unter dem Pantoffel steht, und unglückliche. Ich verlange nichts besseres, als unter Deinem kleinen Pantoffel zu stehen, und es wird Deine Aufgabe sein, mich durch Sanftmut, Nachgiebigkeit und Güte dahin zu bringen.“



IV.

Moltkes Frau. Als Gattin.

Der glücklichste Tag im Leben Moltkes, der seine heißesten Wünsche krönen sollte, die eheliche Verbindung mit seiner angebeteten Marie, nahte heran. Am 12. April 1842 war er zum Major befördert worden; die Nachricht davon erhielt er am Tage seiner Vermählung, die am 20. April in der St. Laurentii-Kirche zu Ikehoe geschlossen wurde. Alle Geschwister des Bräutigams hatten sich auf seine Bitte eingefunden, um Zeugen seines Glücks zu sein; auch der alte Pastor Kniebein aus Hohensfelde in Holstein, wo Helmuth als blutjunger Mensch einmal in Pension war, fehlte nicht. Die Trauung vollzog der ehrwürdige Pfarrer Jess, welcher der Braut seit ihrer Konfirmation innig zugethan war, und um den Segen zu empfangen, knieten die Liebenden auf einen Teppich nieder, der die letzte, auf dem Totenbette vollendete, Arbeit von Mariens rechter Mutter, der schon erwähnten Ernestine von Staffeldt, war.

Nach der Hochzeitsfeier reiste das glückliche Paar mit eigenem Wagen nach Berlin, um dort sein erstes Heim zu begründen.

Die Briefe, welche der junge Ehegatte über sein Familienleben an seine Geschwister schrieb, verraten

all' die Seligkeit, deren er sich im Besitze seiner Marie erfreute. So schreibt er z. B. einige Monate nach seiner Vermählung an seinen Bruder Ludwig, den er nebst seiner Familie einlädt, ihn in Berlin auf längere Zeit zu besuchen: „In dem Charakter Marias liegt es, daß sie nichts übel nimmt, weil sie garnicht voraussetzt, daß jemand glauben könnte, sie wolle ihm nicht wohl. Marie ist eine einzige kleine Frau. Es ist unmöglich, nicht mit ihr einig zu sein. Sie ist perfectly tempered und dabei findet sie sich in ihr neues Verhältnis sehr gut. Eine hochgestellte Dame hat sie jetzt bei Hofe präsentiert, und gestern hat sie in der ersten Gesellschaft debütiert. Es läßt sich daher noch nicht sagen, wie sie gefallen wird, jedenfalls ist sie eine elegante Erscheinung; ihre gleichmäßige Heiterkeit ist unverwüßlich.“

Die junge Frau brachte Sonnenschein in das Herz ihres Gatten und in ihre Häuslichkeit. Noch zwei Jahre nach der Vermählung findet Moltke kaum Worte, um die Behaglichkeit seines Heims zu schildern. Seine Gattin teilte all' die kleinen poetischen Neigungen und Wünsche ihres Gatten. So duftete z. B. ihre Wohnung überall nach Blumen, und entzückt berichtet Hellmuth seinem Bruder Ludwig unter dem 15. April 1844, daß die Büsche auf seinem Balkon schon zu grünen anfangen, daß die Kastanien ihre dicken Knospen öffnen und die Obstbäume blühen. „Scheint denn die Sonne auch bei Euch?“ fragt er erstaunt.

Ihr lebhaftes Temperament, gepaart mit Anmut, erheiterte ihn in seiner schweren Arbeit und anstrengenden, mit Kämpfen aller Art verbundenen Thätigkeit. Sie besaß die seltene Gabe, ungesucht

Lagen äußerster Komik zu schaffen. Sie sagte dann wohl selber: „Mich stach der Hafer.“ Keine Eigenthümlichkeit der Umgebung entging ihrem Blick; doch niemals ward sie verletzend. Wohl rief der Gemahl zuweilen warnend: „Marie, laß doch Deine Tollheiten!“ aber schon im nächsten Augenblick hatte eine geschickte Wendung von ihr ihn selbst um seine Fassung gebracht. Bis in seine letzten Lebensjahre konnte er nie so herzlich lachen, als wenn er aus längst vergangenen Zeiten an ihre Anzettlungen erinnert wurde, und sein Auge leuchtete auf, wenn er selbst davon erzählte. Andererseits war es seine Ahnung, welche aus ihr nicht nur eine „echte Soldatenfrau“, wie er sie mit Vorliebe nannte, sondern auch eine glühende Vaterlandsfreundin machte. Schon die 16 jährige junge Frau ließ sich gern von ihm in weihervoller Andacht an die denkwürdigen Stätten der preussischen Hauptstadt und ihrer Umgebung führen. Von ihrem Gatten lernte sie an den hohen Beruf des preussischen Staates und seiner Könige glauben. Aus seinem Wirken erkannte sie, wie der Erfolg der preussischen Waffen in unermüdlicher, ernster Arbeit vorbereitet wird. Die dienstliche Beschäftigung des Majors erforderte die genaueste Zeiteinteilung. War er mit seinen Arbeiten fertig, dann hielten in der Regel die Reitpferde vor der Thür, und ein langer Ritt durch den Tiergarten oder Grunewald bildeten die vollkommenste Erholung. Das treue Roß, das einst den müden Krieger bei Nisib getragen, fand jetzt seinen Lohn, indem sich eine junge Herrin in seinem Sattel wiegte. Leider war ihm, vielleicht infolge der allzu großen Jugend der Gattin, der Kinderseggen versagt, aber auch

dieser Umstand vermochte das Glück des Paares nicht zu trüben. Noch unter dem 31. August 1854 schreibt er ihr einmal aus Muskau: „Du gutes, liebes Herz, es rührt mich, Dich so dankbar äußern zu hören, da Dir doch der größte Segen des Himmels, die Kinder, fehlen, Dir soviel mehr fehlen, als mir. Wir müssen uns darein finden und dankbar anerkennen, daß wir doch sonst so gut zu einander passen, was selbst bei vortrefflichen Menschen so selten der Fall ist. Und das ist Dein Verdienst; bei meinem empfindlichen und verdrießlichen Charakter wäre ich mit 1000 Frauen sehr übel daran gewesen. Aber glaube mir, daß ich's auch sehr wohl zu schätzen weiß.“

Um so mehr konnte die junge Frau ganz dem geliebten Mann leben. Alles, was sich Moltke als Bräutigam von seiner Zukünftigen wünschte, ging voll und ganz in Erfüllung. Eine sinnige, reine und poetische Natur liebte sie gleich ihm wenig das Geräusch der Welt und fühlte sich gleich ihm am wohlsten in der stillen, einfachen Häuslichkeit. Der Glanz und der Schimmer großer Gesellschaften blendeten sie nicht. Deshalb beteiligten sich beide an dem Gesellschaftsleben in Magdeburg, wie später an dem in Berlin, nur in sehr geringer Weise, und wenn sie dennoch dazu gezwungen waren, entzückte Marie von Moltke alle Welt durch ihr natürliches, schlichtes, anmutiges Wesen. Auch am Hofe gewann sie sich alle Herzen. Der König Wilhelm I., die Königin Augusta und der Kronprinz Friedrich Wilhelm zeichneten sie wiederholt durch ihre Huld aus. Von ihr sagte einmal der Kronprinz das treffende Wort: „Sie ist eine wahrhaft schöne Natur!“

Die Briefe, welche der Gatte auf seinen zahlreichen Reisen, die er zumeist aus dienstlichen Gründen unternehmen mußte, innerhalb der 27 Jahre ihrer Ehe an sein liebes Weibchen zu richten pflegte, sind ein bleibender Schatz unserer Nationalliteratur und für die Beurteilung des Lebens und Schaffens des großen Menschen und Denkers von unvergänglichem Wert. Man ersieht aus diesen ebenso lehrreichen wie geistvollen Zuschriften, daß er seine Frau über alles geliebt hat und daß ihm das Eheglück kostbarer war, als alle die großen und unsterblichen Erfolge, die er als Militär und Stratege errungen. Das Leben ist für ihn nur dann reizend und anregend, wenn er es in ihrer Gesellschaft genießen kann. Sonst machen die Freuden des Daseins auf ihn nur geringen Eindruck. Alle diese zahlreichen Briefe vom ersten bis zum letzten sind getragen von gleichmäßiger, warmer und inniger Liebe für die Gefährtin. Nirgends findet sich ein heftiges Wort, der leichteste Tadel oder ein Vorwurf. Keine Spur von einer selbstsüchtigen Regung, sondern überall nur die zarteste Rücksicht, die vornehmste Gesinnung und die größte Opferfreudigkeit.

Verfolgen wir nun die einzelnen bedeutsamsten Stadien dieses so einzigen und harmonischen Ehelebens.

Im Herbst 1845 begleitete Moltke den Prinzen Karl nach Mecklenburg und dann zu den Manövern in Thüringen. Seine Stellung brachte ihn überall mit den höchsten Herrschaften in nahe Beziehung und mit den bedeutendsten Persönlichkeiten ihrer Umgebung in fruchtbaren Gedankenaustausch. Die Gattin verweilte inzwischen bei ihren Eltern in Igelhoe. Freudig berichtet er derselben, daß ihr Ruf selbst durch das

Land Mecklenburg gedrungen sei, und daß alle Welt sage, daß er die niedrigste Frau in Berlin habe. Nach Berlin zurückgekehrt, erschien dem Strohwitwer seine Wohnung schrecklich leer und unheimlich ohne sie. Als schon die Flitterwochen und Honigmonde und Honigjahre vorüber waren, bestätigte er brieflich seinem Weibchen, daß sie „ein gutes, liebes, kleines Frauchen“ sei, und daß er sie noch lieber als wie vor der Hochzeit habe. Von unterwegs sendet er ihr nicht allein die allerliebsten Episteln, sondern erzählt ihr auch, seiner Gewohnheit gemäß, allerliebste Geschichten. So z. B. aus Erfurt die Mähr von dem Grafen von Gleichen. Einer derselben war mit Friedrich Rothbart ins heilige Land gezogen, geriet in die Gefangenschaft eines türkischen Emirs und mußte in dessen Gärten schwere Arbeiten verrichten. Die schöne Tochter des Emirs verhalf ihm zur Flucht, wogegen er sein Wort verpfändete, sie als seine Frau mitzunehmen. Unglücklicherweise hatte er aber daheim auf dem Gleichen schon eine Frau Gemahlin, die das sehr übel vermerken konnte. Er kam indeß noch ziemlich gut davon, ging nach Rom, wo der Papst -- ausnahmsweise -- ihm gestattet, in Anbetracht des gegebenen Wortes und weil er seine Frau tot geglaubt, nun beide zu behalten. Bis vor wenig Jahren zeigte man auf dem Gleichen eine dreischläfrige Bettstelle, und in dem Dom zu Erfurt steht der Ritter zwischen den beiden Frauen, die sich indeß etwas verdrießlich anzusehen scheinen.

Im Oktober 1844 suchte Moltke seinen alten Gönner, den General von Hegermann, in Kopenhagen auf, und nahm dort und in Alpenrade Seebäder. Als seine Gattin im nächsten Frühjahr die Kur in Ems

gebrauchte, bereiste er mit ihr die schönsten Thäler des Rheins. Zu seinem großen Schmerz setzte seine Vermählung den Wanderjahren kein Ende; und der Herbst des Jahres 1845 rief ihn wieder in den fernen Sünden, um als Adjutant des dritten Sohnes Königs Friedrich Wilhelm II., des Prinzen Heinrich von Preußen, der in Rom lebte, zu fungieren. Diese Reise unternahm er aber nicht allein, sondern in Begleitung seiner Gemahlin und seines Bruders Ludwig, der damals dänischer Amtmann in Fehmaru war. Sie führte zunächst auf der Eisenbahn nach Leipzig, und von da im eigenen Wagen und mit eigenen Pferden in gemächlichen Tagereisen mit Aufenthalten in Nürnberg, Augsburg und München nach Innsbruck. Die Fahrt über die Alpen war prächtig, nur auf dem Brenner trafen die Reisenden Schnee, der jenseits der Alpen bald schwand. Freudig begrüßte Mollke vor Bozen die ersten Eypressen, die alten Bekannten vom Bosphorus, bald darauf das matte Grün der Oliven bei Verona. Hier verkaufte er seine Pferde und nahm Extrapost, welche sie über Mantua, Modena, Bologna, Florenz, Perugia und Spolento nach Rom führte, wo sie am 18. Dezember 1845 eintrafen. In Rom vermißte das Ehepaar lange den freundlichen Umgang, den es in Berlin gehabt, und für den die große Welt der ewigen Stadt, das diplomatische Corps, die Prinzipes und die Fremden mit den erst um 10 Uhr nachts beginnenden Gesellschaften keinen Ersatz zu bieten vermochten. Seine Frau folgte seinen topographischen Streifzügen auf klassischem Boden mit lebhafter Theilnahme und teilte seine Untersuchungen mit offenem Verständnis. Zuweilen nahm sie sogar an

seinen Feldarbeiten teil und war bald in die Geheimnisse des Nestisches vollkommen eingeweiht. Bei solcher Gelegenheit, wie später noch oft im Leben, bemerkte ihr Gemahl mit lächelndem Munde: „Ja, an Marie ist ein tüchtiger Offizier verloren gegangen.“ Bei dem plötzlichen Ableben des Prinzen Heinrich in der Nacht des 11. Juli reiste er allein nach Berlin, um dem König die Tranerbotschaft zu überbringen. Dann erhielt er den Befehl, nach Rom zurückzukehren, dort die Ankunfts S. M. Corvette „Amazone“ in Civita Vecchia abzuwarten und die fürstliche Leiche auf diesem preussischen Kriegsfahrzeug nach Hamburg zu geleiten. In der Zwischenzeit blieb Marie bei einer älteren Base, Baronin Lottchen Brockdorff, in Capo di Monte zurück.

Entzückend sind die Reisebriefe, welche Moltke an seine Gattin aus Sevilla, Cordova, den baskischen Provinzen und aus Frankreich sandte. Die ganze Reise von Gibraltar bis Hamburg, nahezu 400 Meilen, hat er, alle Aufenthalte eingerechnet, in 18 Tagen zurückgelegt, war aber auch 12 Nächte durchgefahren. Inzwischen hatte seine Marie bange Wochen der Ungewißheit über sein Schicksal durchlebt. Jedes Unwetter mahnte sie an die Gefahren, denen sie ihn auf hoher See ausgesetzt glaubte. Noch in Rom hatte er ihr gesagt, als er eine Thräne in ihren Augen glänzen sah: „Wer ohne rechten Grund weint, dem schickt Gott oft Ursache zum Trauern.“ Dies Wort raubte ihr immer die Ruhe und sie fand ihr seelisches Gleichgewicht erst, als endlich der erste Brief aus Gibraltar einging und sie den geliebten Mann den feindlichen Wogen entronnen wußte.

Den Sommer 1847 verbrachte er wieder allein als Adjutant des kommandierenden Generals des 8. Armeekorps, Generallieutenants v. Brünneck; diese interessante Reise führte durch lauter römische Ansiedlungen, die den Topographen und Altertumsforscher begreiflicherweise höchlichst fesselten. Wie sehnte er sich nach seinem Winterquartier in Coblenz, um endlich mit seinem „kleinen, lieben Weibchen“ sich dort häuslich niederzulassen! Reines Glücksgefühl atmen alle Briefe, die er zu jener Zeit aus Coblenz wieder an seine Geschwister richtete. So heißt es in einem derselben an seinen Bruder Adolf: „Mein größtes Glück ist meine kleine Fran. Seit 5 Jahren habe ich sie selten traurig, nie verdrießlich gesehen; Lammern kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntniss davon von anderen.“ Auch Marie fühlte sich sehr wohl am Rhein, und als man sie noch in späteren Jahren einmal fragte, welche Stellung sie ihrem Gatten beim Abschluß seiner Laufbahn wünsche, antwortete sie: „Das Kommando des VIII. Armeekorps.“

Zu seinem Aerger wurde Moltke am 16. Mai 1848 als Abteilungsvorsteher zum Großen Generalstab nach Berlin kommandiert. Es behagte ihm aber wenig in der Hauptstadt, die damals einerseits einen gar traurigen Anblick darbot und andererseits für ihn nichts Verlockendes hatte, da ihn seine Gemahlin nicht dahin begleitet hatte, sondern nach Holstein gegangen war, weil der Berliner Aufenthalt voraussichtlich nicht lange währen konnte. In der That wurde er bereits am 22. August als Chef des Generalstabes des IV. Armeekorps nach Magdeburg versetzt, und diese Versetzung freute ihn sehr, da er nun seinen guten Genius

bei sich haben konnte. Das kluge, junge Weib verstand es denn auch, seine neue Heimat zu einer behaglichen zu gestalten; nicht allein über Haus und Küche, sondern auch über den Stall und die Sattelfammer wachte ihr sachverständiger Blick und hielt auf strenge Ordnung. Sie führte die Finanzen und wußte mit Kompetenzen und Rationen oft besser Bescheid, als ihr vielbeschäftigter Gatte. In den späteren Jahren freilich erschien dem Ehepaar das Leben in Magdeburg doch ein wenig öde. Der Generalstabschef des IV. Armeekorps klagt darüber, daß man in jener Stadt geistig und körperlich friere, und wenn nicht der riesige Dom vor seinem Fenster stände, so gebe es dort nichts, was an eine edle Geistesrichtung erinnere. Den nächsten und angenehmsten Verkehr fanden sie im Hause eines seiner unmittelbar Untergebenen, des Majors von G l i s c z i n s k i, eines alten Kameraden von der Kriegsschule her.

Moltke hatte in der zweiten Hälfte des Augusts 1850 in Rehme gebadet und war dann über Coblenz und Metz erst nach Paris und dann nach den Seebädern nach Trouville sur mer gegangen. Er beabsichtigte, England zu besuchen, aber plötzlich rief ihn die Notwendigkeit kriegerischer Rüstungen nach Magdeburg zurück, indem die Spannung zwischen Preußen und Oesterreich einen hohen Grad erreichte. Am 6. November 1850 wurde die ganze preussische Armee mobil gemacht, aber es geschah nichts. Es war derselbe Tag, an dem der Ministerpräsident, Graf B r a n d e n b u r g, starb. „Jener Morgen,“ so erzählte Frau von Moltke einst ihrer Schwester, „zählt zu den schwersten Stunden meines Lebens, als Helmuth mit bleichem Gesicht in

mein Zimmer trat. Ich sah, daß er eine traurige Nachricht hatte, und wagte nicht zu fragen. Nachdem er schweigend im Zimmer auf- und abgeschritten, schlug er einen Spazierritt vor. Still, ohne ein Wort zu wechseln, ritten wir nebeneinander her. Als wir ins Eichenwäldchen kamen, neigte er sich zu mir und sagte mit fast klangloser Stimme: Graf Brandenburg ist gestern gestorben, Warschau hat ihm das Herz gebrochen.“

Ende Februar 1851 kam der Prinz Wilhelm von Preußen zu flüchtigem Aufenthalt nach Magdeburg. Da der Kommandierende krank darniederlag, empfing Moltke den hohen Herrn. „Er war,“ so berichtet jener seiner damals in Holstein weilenden Gattin, „sichtlich zufrieden mit der Art seines Empfanges und gegen mich sehr freundlich. Die Reise nach Olmütz hatte er durch den Herzog von Coburg, die Demobilmachung durch Prinz Karl erfahren. Es ist noch ein Trost, daß man ihn bei allen diesen Dingen noch so wenig fragt. Wir spielen eine zu scheußliche Rolle in der Welt!“ Aber schon mahnte Moltke, zu welcher großen Dingen der zukünftige Kaiser noch berufen sei, wenn er es rühmt, daß die traurige Gegenwart ihm den Mantel nicht beslecke.

Im Herbst 1852 reiste der inzwischen zum Obersten beförderte Moltke nach Berlin, wo er mit dem König Friedrich Wilhelm IV. eine beinahe einstündige Unterredung hatte. Zwei Jahre darauf, im Spätsommer 1854, wurde er mit der Führung der Uebungsreise des Großen Generalstabs betraut und begab sich zunächst nach Berlin, das auf ihn diesmal einen höchst angenehmen Eindruck machte. Epoche=

machend in seinem Leben, aber zugleich auch für Preußens Geschichte, war seine Berufung zum ersten Adjutanten des preußischen Thronfolgers Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III. Bald darauf erhielt er den Befehl, sich beim Prinzen und der Prinzessin von Preußen zu melden und dann seinem jungen Herrn nach Schottland zu folgen. Moltke hatte in Speyer mit dem Prinzen eine längere huldvolle Unterredung, dann eilte er nach Coblenz, wo ihm alles an die schöne Zeit erinnerte, welche er dort mit der geliebten Gemahlin verlebt hatte. Nun ging es über Köln, Calais, London und Edinbourg nach Balmoral, wo er am 29. Septbr. 1855, dem Verlobungstag des Prinzen mit der Prinzessin Royal Viktoria, eintraf. Fast von jeder Station seiner Reise schrieb er seiner „herzlieben, guten Marie“ die reizendsten Briefe, worin er sich über alles und jedes aufs eingehendste äußert. Der Refrain eines jeden solchen Briefes ist der Wunsch: „Bleibe mir gut, liebes Weibchen, und laß uns froh wieder zusammentreffen und nicht öfter uns trennen, als durchaus notwendig ist.“

Am 4. Oktober, nachdem er unterwegs die drei schönsten Schlösser Englands: Kenilworth, eine Ruine, Warwick, den Sitz der Earls, und Windsor, die Residenz der britischen Majestät, bewundert hatte, traf er in London ein. Auf der Heimreise wurde der belgische Hof in Laeken besucht, den Moltke als „unbeschreiblich steif und traurig, aber von größter Zuverlässigkeit“ bezeichnet.

Nach Berlin zurückgekehrt, fühlte sich Moltke als Adjutant des Prinzen sehr wohl, und in seinen Briefen an seine Angehörigen rühmt er denselben als einen

„höchst liebenswürdigen und hoffnungsvollen Herrn“. Auch erfahren wir näheres über seine damalige Häuslichkeit. So schreibt er z. B. seinem Bruder Adolf: „Wir wohnen hier (Schönebergerstr. 9—10) in einem Stadtteil, von dem Du wohl nur die ersten Anfänge hast entstehen sehen. Jetzt uthält er mit die schönsten Häuser der Stadt. Dicht bei uns zieht der neue Schiffahrtsgraben, vormals Schafgraben, durch welchen nunmehr der sehr bedeutende Schiffsverkehr stattfindet, der früher durch die Stadt ging und die Brücken sperrte. Breite Chausseen mit doppelten Baumreihen begleiten den Kanal und bilden einen angenehmen Reitweg, welcher längs des Tiergartens nach Charlottenburg führt.“

Die Hoffnung des jungen Paares, daß das Wanderleben endlich einmal aufhören werde, ging leider nicht in Erfüllung, denn schon im August 1856 mußte Moltke mit seinem erlauchtem Herrn die Fahrt zur Krönung Alexander II. nach Rußland antreten. Später reiste der Mentor mit seinem hohen Herrn nach Paris, um dem Kaiser Napoleon III., der sich damals auf dem Gipfel seiner Macht befand, einen Besuch abzustatten. Die Federzeichnungen, welche er von dem Kaiser der Franzosen, der Kaiserin Eugenie und einigen der hervorragendsten Persönlichkeiten im damaligen Frankreich entwarf, sind entzückende Genrebilder voll Wahrheit und plastischer Anschaulichkeit. Ueber die erste Nacht in den Tuileries z. B. berichtete Moltke an seine Frau mit seinem Scherz u. a.: „Sehr ermüdet von so vielem, was ich gesehen, legte ich mich bald in mein breites vortreffliches Himmelbett, aber ich konnte lange nicht zur Ruhe

kommen. Bald stürzte ein Scheiterhaufen im Kamin zusammen, sodaß plötzlich eine Lichtflamme aufloderte, bald schnurrte eine der vielen altmodischen Stuhlhren, als ob sie daran erinnern wollte, daß unter diesem Dache die Zeiten rascher wechseln als anderswo. Selbst die unglaubliche Stille hier mitten in der geräuschvollen Stadt schien befremdlich. Die schweren Vorhänge und Teppiche dämpfen jeden Schall; die Thüren bewegen sich so lautlos in ihren Angeln, und so hatte ich den Kammerherrn nicht eintreten hören, den Louis XIII. vom Louvre abgeschickt, um mich zu fragen, wie er eigentlich zu dem Vorzuge meines Besuches gelangt sei. Ich suchte den Marquis aus Gervinus Geschichte zu beweisen, daß seit dem ancien régime doch so mancherlei passiert sei, und daß er hier eigentlich gar nicht mehr nitzusprechen habe. Er zuckte hochmütig die Achseln und überließ mich meinen eigenen geistreichen Betrachtungen, über welche ich erst am folgenden Morgen aufwachte.“

Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte den Wunsch ausgesprochen, nicht allein bei der Garde zu dienen, sondern auch in der Provinz ein Linienregiment zu kommandieren und war in der That am 3. Oktober 1856 mit der Führung des II. Infanterieregiments beauftragt worden. Demgemäß siedelte er im Januar 1857 mit seinem Adjutanten nach Breslau über. Frau Marie blieb in Berlin, sehr zu ihrem Leidwesen, zurück, da sie gern ihrem Gatten nach der schlesischen Hauptstadt gefolgt wäre. In Breslau drängten sich die Feste und Lustbarkeiten, alle Tage war etwas los. Wie rüstig und lebensfrisch der damals schon 57jährige war, beweisen seine Herzensergießungen an das „gute, liebe Weib=

chen“. Wir erfahren, daß er nicht nur Quadrillen mitritt, sondern sogar noch Schlittschuh lief und sich beim Fürsten Pleß an den Jagden auf Hoch- und Schwarzwild beteiligte. Große Freude bereitete ihm Frau Marie durch Uebersendung ihrer Photographie, die ihm durch die frappante Ähnlichkeit besonders zusagte. „Gewöhnlich,“ so schreibt er ihr unter dem 16. Februar 1857 aus Breslau, „stellt man sich zum Porträtieren mit einiger Befangenheit; man weiß sich beobachtet und will eine bestimmte Miene annehmen. Dadurch geht der eigentliche Ausdruck verloren. Dies Bild blickt so fest und mit gutem Gewissen in die Welt, als ob ich Dich vor mir sähe. Mit der Lupe gesehen, gewinnt es noch mehr. Auch der Prinz findet es ganz délicieux.“

Man weiß, daß Moltke am 29. Oktober 1857 vom Prinzen von Preußen im Auftrage des erkrankten Königs Friedrich Wilhelm IV. zum Chef des preussischen Generalstabes ernannt wurde, womit er seine weltgeschichtliche Aufgabe, Preußens Weltmachtstellung zu begründen, zu erfüllen begann; aber trotz seiner Enthebung als Adjutant rissen die nahen persönlichen Beziehungen zu seinem Protektor doch nicht plötzlich ab, vielmehr begleitete er seinen hohen Herrn noch auf dessen Hochzeitsreise im Jahre 1858 nach England. Die Beschreibung, welche er über diese Vermählung in dem Briefe aus London unter dem 27. Januar d. J. seiner Frau lieferte, hat einen geschichtlichen Wert und zeigt das Bestreben, seiner geliebten Gemahlin, welche sich für Hochzeitseremonien, den dabei entfalteten Prunk und festliche Aufzüge lebhaft interessierte, durch eine solche Schilderung eine Freude zu bereiten. Wahrhaft herzerquickend ist es, den Generalstabchef einmal als

Berichterstatter einer Hochzeitsrobe kennen zu lernen: „Sie (die Prinzessin von Preußen) trug ein weißes Spitzenkleid, Orangenblüten und Maiblumen im Haar. Kleid und Schleppe waren ebenso mit Weiß und Grün dieser Blumen besetzt, um den Hals eine sehr bescheidene Brillantschnur. Acht Brautjungfern aus den schönsten und vornehmsten der Nobility begleiteten sie, alle in einfachweißen Mullkleidern, ohne jeglichen Schmuck, nur rote Rosen im Haar.“

Frau Marie, die Vertraute ihres Gatten, erlebte noch die Freude zu erfahren, daß seine geniale Strategie und Politik im schleswig-holsteinischen und deutsch-österreichischen Kriege glänzende Triumphe erntete. In den Briefen, welche er an sie von den jeweiligen Kriegsschauplätzen schrieb, und die sich durch Klarheit und Anschaulichkeit auszeichnen, giebt er anziehende Stimmungsbilder aus jenen sturmbewegten Tagen. In den schwierigsten Tagen, während die Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten seine ganze Aufmerksamkeit und Thatkraft in Anspruch nahm, gedachte er immer voll Liebe und Herzlichkeit seiner zu Hause weilenden Penelope. Im schleswig-holsteinischen Kriege weilte Frau von Moltke bei ihrer Schwester Jeanette. In Briefen an erstere giebt er seiner Freude Ausdruck, daß sie in den großen Buchenwäldern, wo alles im frischen Grün prange, sich ergehen könne. Er ist in poetischer Stimmung, namentlich, als er im Sommer 1864 in Louisenlunt weilte: „Auch hier ist es köstlich,“ ruft er aus, „aus meinen Fenstern übersehe ich eine Pracht von Klieder, Goldregen, weißen und roten Dornblüten; Jasmin und Rosen kommen auch schon, das Korn wogt in Aehren, und man sieht dem Lande nicht an, daß un-

längst der Krieg darüber hinzog.“ In Schleswig besah sich Moltke die Wohnung, wo seine Mutter gestorben war. Voll Wehmut und tiefer Ergriffenheit verweilte er dort lange Zeit und begab sich dann auf den Kirchhof, um am Grabe der Mutter zu beten. Es macht einen erschütternden Eindruck, den eisernen Helden, dessen Züge stets kalt und unbeweglich wie Marmor erschienen, hier weinen zu sehen. Seiner Frau schrieb er darüber: „Die Wohnung, wo meine arme alte Mutter gestorben ist, ist so niedrig, daß ich die Hand an die Decke legen konnte, aber sonst doch sehr freundlich und nett. Das Grab auf dem neuen Kirchhof ist sehr gut erhalten, und da es ganz ohne Inschrift war, habe ich in der Eisengießerei eine Tafel bestellt, die an das Gitter angenietet wird.“

Frau Marie war die erste, der ihr Gatte die so wichtige Nachricht von der Eroberung Alsen's telegraphierte. Gleich darauf war sie nach Berlin abgereist, und da sie, dem Wunsche ihres Gemahls entsprechend, die Nachricht nach Rantzen an seinen Bruder weiter geben wollte, aber auf der Durchreise in Elmsholm niemand anders traf, beauftragte sie eine Küchenfrau, die Botenschaft nach Rantzen zu bringen, was Moltke später höchlichst belustigte. Die zärtliche Gattin bestürmte ihren Mann mit Anfragen, ob er nicht neue Kleidungsstücke gebrauche, was aber der genügsame Moltke stets ablehnend beantwortete, da er erst das Mitgebrachte völlig auftragen wollte. In Alpenrade, meinte er humoristisch, werde in Bezug auf Anzüge kein Eurus getrieben. „Wir sehen zum Theil fabelhaft aus. Hosen mit Leder auf Leder geflickt, Rose im Knopfloch, Spazierstock in der Hand.“ Ueberdies schickte sie ihm allerlei Medicamente,

damit ja seine Gesundheit nicht irgendwie Schaden erleide — im schleswig-holsteinischen Feldzug litt er namentlich an Katarrh und Rheumatismus —, und diese Aufmerksamkeit seiner geliebten Frau rührte ihn außerordentlich.

Der alte ausgezeichnete Reiseschilderer bewährt sich auch im deutsch-österreichischen Kriege. Seine aus Gitschin, Horschitz, Pardubitz, Zwittau, Brünn und Nikolsburg an seine Gattin gerichteten Briefe zeichnen trefflich in großen Zügen Land und Leute. Auch für kleine Begebenheiten und Erlebnisse zeigt er ein bemerkenswertes Verständniß; so klagt er z. B. am 2. Juli 1866 aus Gitschin in Böhmen darüber, daß dort die Leute in den Dorfschaften alles Vieh und alle Lebensmittel in die Berge geschafft hätten, so daß für Geld nichts zu haben sei. Er bedanere deshalb nicht Kaffee und Thee zc. mitgenommen zu haben.

Besser erging es ihm schon in Pardubitz, wo seine Wirtin, eine Baronin, selbst kochte, vortreffliche Mahlzeiten bereitete und guten Landwein kredenzte. Er bittet seine Marie, durch einen Feldjäger ihm ein paar 100 österreichische Papiergulden nach Zwittau zu schicken, da er dort sein schönes preußisches Silbergeld noch mit Kursverlust ausgeben müsse.

In wahrhaft ergreifender Weise schildert er die Schrecknisse des Krieges in Böhmen, was mir zu beweisen scheint, daß auch Moltke kein Freund des Kriegsgottes Mars, sondern ein Mann des Friedens war. Man höre: „An manchen Stellen war das Feld förmlich bedeckt mit Leichen von Menschen und Pferden. Gewehre, Tornister, Mäntel zc. lagen überall herum. Es gab schreckliche Verwundungen, niemand konnte

helfen. Ein Offizier flehte uns an, ihn totzuschießen. Die Krankenträger arbeiteten ohne Unterlaß, aber die zahlreichen Verstümmelten waren zu groß. Die toten Oesterreicher und Sachsen lagen mehrerenteils noch unbeerdigt, man war beschäftigt, große Gruben zu graben und hatte Massen von Leichen dahingeschleppt. Die Brandstätten von 7 Dörfern rauchten noch und in den stehengebliebenen Häusern lag alles voll Verwundeter.“

Glückliche Tage verlebten beide nach beendetem Kriege in Schlesien, namentlich 1868 auf dem neu angekauften Gut Treisau, aber auch dort konnte er nicht für immer verweilen, weil er mit dem Prinzen Albrecht Vater von Preußen die Schlachtfelder der Mainarmee besichtigen mußte. Diese Fahrt bekam jedoch Moltke nicht besonders gut, denn aus Homburg schreibt er seiner Gattin am 12. August 1868, daß es ihm garnicht mehr gefalle: „Wir reisen,“ so schreibt er u. a.: „mit allem Komfort und Luxus, aber auf die Dauer hält meine Konstitution das beständige Essen und Trinken nicht aus. Bei der schrecklichen Hitze trinkt man Wein, Bier, Selters, Champagner, alles durcheinander. Sehr vermisse ich das kühle Schlafzimmer in Treisau; man weiß sich in den Gasthöfen kaum des Nachts vor Hitze zu retten.“ Auf diese Reise folgte sogleich die Uebungsreise des großen Generalstabs.

Im Herbst finden wir Moltkes in Wildbad, wo es ihnen trotz der regnerischen Witterung sehr gefiel. An seine Schwester Auguste schrieb Helmut geradezu begeisterte Briefe über die Schönheit des engen Waldthales der Enz. Namentlich gefiel ihm das Bad, da der Sprudel unmittelbar aus dem Felsen 27 $\frac{1}{2}$ Grad

warm hervorquelle. Während ihm aber die Bäder anfänglich große Ermattung und Intermittieren des Herzschlages verursachten, fühlte er sich bei dem späteren Gebrauch derselben recht wohl. Besonders aber bekamen die Bäder der Frau Moltkes, die mit ihm zahlreiche Ausflüge in die dichten Tannenwälder und Berge unternahm.

Nach beendeter Badekur reisten Moltkes nach Segeberg in Holstein zu des Schwagers Broßdorff silberner Hochzeit, und es war ihnen die Freude vergönnt, dort wieder einmal alle Geschwister mit Ausnahme von Helene, wie überhaupt 40 Verwandte, versammelt zu sehen.

Anfang Dezember kehrte das Ehepaar in bester Gesundheit und in heiterster Stimmung nach Berlin zurück, ohne auch nur im leisesten zu ahnen, daß dieses fast drei Jahrzehnte dauernde Eheglück so bald durch des Schicksals rauhe Hand in grausamer Weise vernichtet werden sollte.

Bevor wir jedoch die Erkrankung und das Ableben Marie von Moltkes schildern, die seinen Herzen die furchtbarste, nie verharrschte Wunde schlugen und ihm bis ans Ende des Lebens jegliche Lebenslust raubten und ihn noch schweigsamer machten, sei noch erwähnt, daß Marie auch eine poetisch veranlagte Natur war, welche durch sinnige Gelegenheitsgedichte anläßlich einzelner Familienfeste sich hervorthat. Natürlich waren namentlich die Erinnerungstage ihrer Hochzeit für sie eine freundige Veranlassung, den Pegasus zu tummeln. Mögen denn hier als Probe dieses ihres dichterischen Talents zwei in Moltkes „Gesammelten Schriften“ enthaltene Gedichte zur 20. bezw.

25. Wiederkehr ihres Hochzeitstages, die sie für ihren Gatten gedichtet hatte, folgen:

I.

Schon 20 Jahre sind es heut',
Seitdem uns Gott vereint,
Zu steh'n zusammen in Freud' und Leid,
So hat er es gemeint.

Jung war ich noch, als ich Dir gab
Mein Herz in Kinderjinn,
Ich brauchte einen festen Stab,
Zu werden, was ich bin.

Du führtest sicher mich die Bahn,
Und wo ich mit Dir ging,
Hielt ich an Deiner Hand mich an,
Dein Schutz mich stets umging.

Mein Herz ward Dein —
Mit Seele, Leib und Leben
Hab' ich, seit Du mein Gatte bist,
Dir ganz mich hingegeben.

So leben wir nun 20 Jahr
In inn'ger Lieb und Treue;
Der Herr, der immer mit uns war,
Er traut uns heut' auf's neue.

So nimm denn heute meinen Dank
Für so viel treue Liebe,

Und Gott, Dich bitt' ich, daß es lang,
O lange noch so bliebe.

Ja Herr, so spreche ich oft zu Dir,
Den Gatten nur behüte,
O segn' und schük' ihn, Vater, mir
In Deiner ew'gen Güte!

II.

Es war bestimmt in Gottes Rat,
Daß Du ein preuß'scher Soldat
Geworden.

Und Preußen sich zu Ehr' und Ruhm
Einst Deines Geistes Heldentum
Erworben.

Dir leiht der König seine Huld,
Er fühlt, mit Fleiß und mit Geduld
Du strebstest.

Für seines Hauses Macht und Ehr'
Zum Siege für das tapf're Heer
Du lebtest.

Ob Dir geschenkt manch' Kreuz und Stern,
Man sieht Dich still oft gar zu fern
Und nie in erster Reihe.

Doch jeder, der von fern Dich sah,
Denkt auch des Wortes Sadowa,
Das ist genüge.

Nun mußt Du mich auch recht versteh'n,
Manch' Jahr wir schon zusammengel'n
In diesem Leben.

Du suchst mich sicherlich gar weit,
Ich bin Dir nah, ich kenn' Dein Kleid,
Das Kleid der Demut.

So rate nun, wer zu Dir sprach,
Und wenn mir manches Wort gebrach,
Vergieb in Güte.

Wieviel Liebe, wieviel Güte, wieviel Tugend und Schönheit verkörperte jene Frau, welche von der Vor-
scheidung mit der Aufgabe betraut war, dem Geistes-
helden auf seiner einsamen Höhe das Leben zu ver-
schönen! aber ach, des Lebens unvermischte Freud wird
keinem Sterblichen zu teil, und so war es leider auch
diesem edlen Manne nicht vergönnt, jenen herrlichen
Schatz, den ihm ein gütiges Geschick verliehen, bis an
sein Lebensende zu bewahren; die neidischen Parzen
durchschnitten ihren Lebensfaden frühzeitig; eine Rose
gebrochen, eh der Sturm der Welt sie entblättert!



Moltke als Witwer.

In den ersten Dezembertagen des Jahres 1868 waren Moltke und seine Frau bei einem Spazierritt vom Regen überrascht worden. Ohne sich gründlich umzuziehen, begab sich Frau Marie nach einem Bazar im Niederländischen Palais, bald darauf erkrankte sie an einem akuten Gelenkrheumatismus, der, wie es scheint, nicht gleich in seiner Gefährlichkeit von den Aerzten erkannt wurde. Das Leiden begann mit sehr heftigen Schmerzen im rechten Fuß, ging dann auch in den linken über und erfaßte schließlich die ganze linke Seite, sodaß sie nur noch den rechten Arm bewegen konnte. Sechszehn volle Tage dauerte diese Krankheit und die Aernste war nicht im Stande, sich ohne Hilfe irgendwie zu rühren. Der Schlaf floh ihre Augen, und sie konnte nur mit Hilfe von Morphinumpulvern einige Stunden schlummern. Der sie behandelnde Arzt, Dr. Pesch, stellte ein sechswöchentliches Krankenlager in Aussicht, verschrieb Senfpflaster und dergleichen Mittel, versprach jedoch eine völlige Genesung. Der trostlose Gatte that alles, was in seinen Kräften stand, um die Schmerzen der Patientin zu lindern. Er nahm eine Wärterin an und

ließ, wie erwähnt, seine Schwester Auguste zur Pflege ihrer Stieftochter nach Berlin kommen.

In der Nacht des 20. Dezember erwachte sie mit Phantasieen und krampfhaften Zuckungen. Moltke ließ sogleich den schon genannten Dr. Pesch holen, welcher ihm vorschlug, noch einen zweiten Arzt zu Rate zu ziehen. Es wurde der berühmte Kliniker, Geheimrath Frerichs, gerufen, der kein Hehl daraus machte, daß die Krankheit das Herz ergriffen, und daß der Zustand der Leidenden sehr ernst sei. Zwei Tage darauf schilderte Moltke in einem Brief an seinen Bruder Fritz das damalige Stadium des türkischen Leidens mit den ergreifenden Worten: „Es war ein schrecklicher Vormittag, krampfhaftes Hin- und Herbewegen der Unterkiefer. Heftiges Zittern mit den Händen. Mit ihren großen schwarzen Augen sah sie uns unverwandt an. Dabei volles Bewußtsein und kein Laut der Klage. Sie richtete sich im Bette auf und betete — auch für den König, reichte mir die Hand zum Abschied und sprach rührende Worte. Schon vorher hatte sie mir das Versprechen abgenommen, wenn Gefahr eintrete, sollte ich Prediger Stahn bitten, ihr das Abendmahl zu reichen. Ich gestehe, daß ich völlig hoffnungslos war, aber ich fürchtete zu sehr alle Aufregung und dachte, Gott würde den Willen für die That nehmen. Wie durch ein Wunder besserte sich der Zustand im Laufe des Nachmittags (des 20. Dezember) und abends 6 Uhr fanden die Aerzte sie sehr viel besser. Es folgte freilich eine rastlose Nacht und Opium wagte man nicht mehr zu geben. Ein abscheulicher Husten störte allen Schlaf. Die Junge ganz wund. Man fürchtete Diphtheritis. Auch der gestrige Tag (21.) führte

zum Bessern. Etwas Appetit vorhanden. Eine Tasse Thee und etwas Bonillon wurde erlanbt. Die Herzaffektion war noch nicht ganz verschwunden, aber sehr gering. Der Puls auf 72. Der Atem vollkommen ruhig. Nach Beratung der Aerzte wurde eine Dosis Opium verschrieben, um — aber nur im Nothfall — verabreicht zu werden. Bis 12 Uhr diese Nacht (zum 22.) hielten Schlaflosigkeit und Unruhe an. Dann aber fiel sie ohne Opium in ruhigen Schlaf. Sie ist darauf um 5 Uhr erwacht. Hat im Heißhunger eine Tasse Thee mit Zwieback genossen und dann wieder bis 8 Uhr geschlafen.“

Wie atmete Moltke auf und wie dankte er Gott für die Besserung im Zustande seiner Frau! Auch Auguste Burt, welche Tag und Nacht um die Kranke war und nie ans den Kleidern kam, konnte sich nun einige Ruhe und Erholung gönnen, aber die Genesung war nur eine scheinbare. Die Herzkrämpfe und Ohnmachtsanfälle wiederholten sich. Sie phantasierte fortwährend, und am Weihnachtsabend um 3 Uhr Nachmittag entschlief sie nach furchtbarem Leiden, ihren Gatten in größter Verzweiflung zurücklassend.

So starb jenes holde und lichte Wesen, welches keinen einzigen Feind in der ganzen Welt hatte. Ihre tödtliche Erkrankung hatte in allen Kreisen der Gesellschaft die höchste Theilnahme hervorgerufen. Der König Wilhelm schickte seinen Leibarzt, und die Prinzessin Karl fuhr persönlich vor. Hunderte von Menschen umlagerten das Haus des berühmten und beliebten Generals, um Nachrichten über das Befinden seiner Gemahlin einzuholen. Wie sehr diese Katastrophe das Herz des Gatten erschütterte, erkennt man aus einem

Briefe, welchen Auguste Burt unter dem 7. Januar 1869 an ihre Schwägerin Auguste von Moltke richtete: „Am Morgen des Weihnachtsabends wurde sie ganz still. Wir saßen alle an ihrem Bette, auch Jeanette, welche eben angekommen war, aber nicht mehr von ihr erkannt wurde. Mir machte sie ein Zeichen — sprechen konnte sie nicht mehr —, welches Gott mir eingab, richtig zu verstehen, ich solle aus ihrem Schreibtisch einen Ring holen. Dann steckte sie ihn mit zitternden Händen, und nachdem sie vorher mit fliegender Hast den Kopf und die Schultern ihres Mannes betastet, zur Prüfung, ob er es sei, an den vierten Finger seiner Hand. Dann wurde sie ganz ruhig und nach einigen schweren Atemzügen war ihre Seele entflohen. Helmut drückte die lieben braunen Augen zu und sank dann auf seine Kniee und beugte das grane Haupt tief auf seine Hände, und dankte Gott, daß er den Kampf beendet und das geliebteste Leben zu sich genommen. Das war die Höhe seiner Liebe, daß er das konnte. O, er hätte sie gerne behalten! Wie hat er gelitten, wie hat er sie gepflegt und sie erquickt, mit Wort und That! Wie hat er gehofft und gefürchtet, gebetet und gerungen! Auch Marie hat von Anfang an auf ihr Ende gesehen. Sie betete viel, laut und leise, besonders das Vater Unser, erkannte sich als eine große Sünderin, gelobte vieles anders zu machen, wenn Gott ihr das Leben schenke, segnete immer und immer wieder ihren geliebten Mann, und sah endlich mit festem ruhigen Sinn der Stunde ihres Abscheidens entgegen. Ein wunderschönes Marmorbild, lag sie da, einen Palmenzweig im Arm, glich sie einem der Engel aus der Weihnachtszeit, uns verkündend: Ehre sei Gott

in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen! Und welch' ein Wohlgefallen hatte sie unter den Menschen, wieviel Thränen sind ihr vergossen von Hoch und Niedrig, wie hat man sie erkannt, welch' eine reine, harmlose, lautere und wahrhaftige Seele, aus diesem schönen blühenden Leibe abgerufen!"

Dem schwer gebeugten Gatten wurde die traurige Pflicht, seinen ihm Nahestehenden den Tod des geliebten Wesens zu melden. Die Briefe, in denen er dies that, bekunden einerseits das furchtbare Seelenleiden und andererseits den ganzen Herzensadel dieses seltenen Mannes. So schrieb er am Weihnachtsabend 1868 seinem Bruder Ludwig:

„Heute Nachmittag drei Uhr schied unsere teure Marie aus diesem Leben. Ihre schönen Züge drücken noch jetzt die edle, gerade und treue Seele aus, welche sie allen so lieb machte, welche sie gekannt haben. Keine Pflege und ärztliche Kunst vermochte sie zu retten, ein furchtbares Fieber raffte sie dahin. Ein steter Wechsel und Niedergeschlagenheit hat uns zuletzt völlig erschöpft. Noch gestern Abend waren wir, während sie 7 Stunden ruhig geschlummert, in froher Zuversicht. Heute stellte sich bei plötzlichem Herzschlag Phantasieren ein. Sie hatte schon viel früher die Ahnung des Todes, nahm Abschied und betete mit leiser Stimme für uns alle. Heute im heftigsten Fieberdelirium drückten Blicke und heftige Bewegungen ihre Gedanken aus. Dann entschlummerte sie zu einem besseren Dasein, wenige Stunden vor der Christbescheerung der Leute, welche sie noch angeordnet hatte. Ihr Antlitz

zeigte, wie die schönste Marmorbüste, den stillen Frieden, die männliche Stärke ihres Charakters.“

Seinem Bruder Adolf schrieb er am Todestage in ähnlichem Sinne u. a.: „Unsere teure Marie ist heute Nachmittag nach 10tägigem schweren Krankenlager, aber kurzem Todeskampf entschlummert. Ein furchtbares Fieber raffte sie hinweg, nachdem alle Mittel der Pflege und der ärztlichen Kunst erschöpft waren. Schon mehrere Tage zuvor, bei voller Besinnung, hatte sie Abschied genommen, und in den heftigsten Fieberphantasieen betete sie für uns. Ich hätte nicht gemocht, daß sie wieder erwache. Sie hat ein selten glückliches Leben genossen und ist des traurigen Alters überhoben. Ihr gerader, treuer und gottesfürchtiger Charakter machte sie überall beliebt, und die allgemeinste Theilnahme herrscht.“

Und einige Zeit darauf dankte er seiner Schwägerin Auguste, der Gattin seines Bruders Franz, deren Tochter Marie die Patin seiner Frau war, für ihre Kondolation mit den Worten: „Ich danke Ihnen recht herzlich für die lebhafteste Theilnahme an meinem Unglück. Sie haben Marie genug gekannt, um die Größe meines Verlustes zu würdigen. Es ist mir noch immer wie ein schwerer Traum, daß sie so aus dem blühenden, kräftigen Leben gewaltsam herausgerissen worden ist.“

Derselben Schwägerin schreibt er am 30. Dezember 1868, nachdem der Sarg nach Creisau überführt worden, als „verwaister Schwager“ u. a.: „Nichts schöneres als ihre Büste, gleich nachdem sie ausgerungen hatte, dieser stille friedliche Ausdruck ihres Gesichts. Sie schien sanft eingeschlummert. Ihr Sarg steht jetzt in der kleinen katholischen Kapelle auf Creisau, mit un-

zähligen Kränzen und Palmenzweigen bedeckt. Die Gerichtsmänner und die Schulzen der Güter hatten sich ausgebeten, den Sarg zu tragen. Die kleine Kirche war mit grünen Tannenreisern bestreut, und viele weinten bitterlich: alle hatten die junge schöne Herrin lieb gehabt. Ich hoffe, zum Frühjahr mit einer kleinen Begräbnishalle für Marie und mich fertig zu werden; ich hatte freilich geglaubt, sie würde sie zuerst für mich bauen. Das Gebäude wird nahe vom Schloß auf einem kleinen Waldhügel errichtet, von wo man eine weite und liebliche Aussicht auf das Gebirge hat. Ich hoffe, die Stelle so herzustellen, daß jeder gern dort verweilen wird.“

An den Grafen Eduard von Bethusy-Huc, gleich Moltke im Jahre 1800 geboren, der von 1835—1847 Gouverneur des Prinzen Friedrich Carl war, und dessen Gemahlin, eine geborene von Kircheyßen, mit der Gattin des Marschalls die freundschaftlichsten Beziehungen unterhielt, richtete er unter dem 6. Januar 1869 folgenden Dankbrief auf dessen Kondolenzschreiben:

„Recht aufrichtig danke ich Ihnen, verehrter Herr Graf, für die teilnehmenden Worte, die Sie an mich in meiner Vereinsamung gerichtet, und für das freundliche Andenken, welches Sie meiner hingeschiedenen Frau bewahrt haben.

Sie haben ja auch den Schmerz tragen müssen, eine schöne junge Frau in der Blüte der Jahre sich entrisßen zu sehen, und dabei ist der einsame Lebensweg für Sie länger bemessen gewesen, als er für mich sein kann; und welch' schweres Opfer haben Sie erst vor 2 Jahren dem Vaterlande bringen müssen!

Nach solchen Verlusten richtet sich der Blick von selbst nach dem Jenseits und dem Wiedersehen, welches wir hoffen dürfen.

Lebhaft erinnere ich mich noch der Zeit, wo unsere beiden jungen Frauen freundlich mit einander verkehrten, gegenseitig angezogen durch Frohsinn und Wahrheit des Charakters, die für mich 27 Jahre hindurch eine Quelle des Glückes geworden sind. Wie oft habe ich in der ernsten Zeit großer Entschließungen mich an der Charakterfestigkeit und der Zuversicht meiner Frau aufgerichtet und gestärkt. Sie war eine wahre Patriotin, stolz auf die Erfolge unserer Armee und auf unseren König, den sie ausdrücklich in ihr letztes Gebet einschloß.

Gestatten Sie mir, Ihnen, als einem alten, bewährten Freund, das anliegende Blatt zu übersenden und behalten Sie die Hingeschiedene und mich in gütigem Andenken.“

In ähnlichem Sinne schrieb er einige Wochen darauf an den General der Kavallerie von Timpling, mit dem er einst in Koblenz zwei Jahre gemeinsam verlebte und sehr befreundet war:

„Recht aufrichtig, lieber Timpling, danke ich Ihnen für die Theilnahme, welche Sie mir in meinem Unglück ausgesprochen haben. Ich habe Ihren Trostesworten angefühlt, daß sie aus einem wahrhaft teilnehmenden Herzen kommen. Sie kamen ja auch seit langem meine Frau, die offene, einfache Wahrhaftigkeit ihres Charakters, den fröhlichen, heiteren Sinn, die feste, gottvertrauende Zuversicht der Dahingegangenen, Eigenschaften, die 27 Jahre das Glück meines Lebens ans machten. Sie schied in der Blüte des Lebens

und der Gesundheit voll Stolz auf ihr Vaterland und ihren König, voll Liebe zu allen Menschen, nach einem kurzen, aber so weit es hienieden möglich, glücklichen Dasein, und ich möchte sie nicht in dies Leben zurückrufen. Ich danke auch herzlich für die Teilnahme Ihrer Frau Gemahlin, und bitte, uns ein freundliches Andenken zu bewahren.“

Wir haben schon erwähnt, daß Jeanette, die Schwester Mariens, gleichfalls an deren Krankenlager geeilt war, und daß sie im Verein mit ihrer Stiefmutter alles aufgeboten hatte, um den gebeugten Schwager aufzurichten, und ihn namentlich in den ersten Wochen nach dem Ableben seiner Frau zu trösten. Als sie etwa ein Vierteljahr darauf dem Schwager ein kleines Bild seiner lieben Verbliebenen sandte, antwortete er ihr in einem rührenden Schreiben, worin er sagt, daß ihn das Bild lebhaft daran erinnere, als er die Verklärte zuerst in ihrer damaligen Wohnung sah. Sie sei aus der Schule in den Saal gesprungen und habe die Locken um den Kopf geschüttelt. Bei ihrem Anblick sei es um sein Herz geschehen gewesen. Und im Dezember 1869 fühlte er auf's neue das Bedürfnis, sich mit seiner Schwägerin über die so frühzeitig Dahingegangene zu unterhalten: „Ich möchte,“ so sagt er u. a. „die Erinnerung nicht einbüßen. Es ist ein so schlechter Trost, jemanden zu vergessen. Mir ist es stets eine Freude, über Marie mit jemand zu sprechen, der sie gekannt — und, was dasselbe ist, sie lieb gehabt hat. Die Bleistiftzeilen an Dich sind die letzten, die sie überhaupt geschrieben. Sie kennzeichnen wohl ihre mutige Ergebung. Ich höre noch, wenn die Aerzte

fragen: „Haben Sie Schmerzen, Erzellenz?“ und sie verwundert sagte: „Nein!“ Vielleicht steht sie jetzt neben mir und sagt in ihrer fecken Weise: „Ach, was für Aufhebens, ich habe es hinter mir, und ihr werdet's auch bald haben.“ Sie war eine tapfere Seele. Es ist ja auch eigentlich unrecht, immer nur an das kurze Schmerzenslager, nicht an die Vergangenheit eines doch im ganzen sehr glücklichen Lebens zu denken und an die Zukunft, von welcher die Schrift verheißt: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen,“ und sie war ein so selten reines Herz. . . Wie viel Gutes Marie gewirkt hat, erfahre ich an der Erbschaft von Beiträgen zu Spitälern, Frauenvereinen, Asylen, Suppen- und Kleinkinderbewahranstalten, Missionen u. s. w. Auch die alte Mine Brockdorff, der ich ihre Einnahme geschickt habe, schreibt mir, daß sie nicht gedacht habe, daß Marie noch über ihr Grab hinaus für sie gesorgt habe und hofft, daß sie die erste sein werde, sie wiederzusehen. Das ist denn auch meine, nichts weniger als betrübende Hoffnung.“

Immer zur Weihnachtszeit, wenn die traurigen Erinnerungstage an das Ableben seiner Frau wiederkehrten, schüttelte er sein blutendes Herz am Busen seiner Lieben aus, und er hegt dabei den Gedanken, daß der Herr seine Frau mit Absicht an jenem Tage zu sich genommen, wo er das Heil der Welt verkündigt habe.

Als er im Sommer 1871 in einer alten Mappe die Briefe der Verstorbenen fand, welche sie ihm aus Neapel geschrieben, während er mit der Leiche des Prinzen Heinrich von Berlin gereist war, schloß er

sich stundenlang in seinem Zimmer ein, um dieselben in wehevoller Stimmung zu lesen und war für niemanden zu sprechen: „Du mußt sie lesen,“ schrieb er bald darauf an Jeanette von Brockdorff, „ihre Beschreibungen der Touren, welche sie mit Lottchen Brockdorff gemacht hat. Die übersprudelnde Laune neben der Tiefe des Gemüths. Hätte sie doch diesen Einzug (nach Paris) erlebt, wie würde sich ihr patriotisches Herz erfreut haben — aber so ist es besser. Sie weiß gewiß, was die bewegt, welche ihr am nächsten waren. Nur für uns übrig gebliebene wird das Leben immer ärmer!“

Ueber die Krankheit und den Tod der Frau Moltkes haben wir auch noch andere bedeutsame Berichte in den brieflichen Mittheilungen Auguste von Moltkes an ihren Bruder Fritz und an ihre Tochter Ernestine Knudson, welche jenes traurige Drama gleichfalls illustriren. So heißt es in einer dieser Zuschriften: „Seit 14 Nächten und Tagen war kein Schlaf in Marias Augen gekommen. Gestern Abend endlich gaben mir die Aerzte eine Dosis Opium, um es ihr bis 11 Uhr einzugeben, wenn es Not wäre. Die Not war groß. Marie war in den heftigsten Phantasieen mit immer weitoffenen Augen, sodaß wir stets befürchteten, sie nicht im Bette halten zu können. Dennoch widerstand die Wärterin und ich dem äußersten Mittel. Da gegen Mitternacht wurde es stiller und stiller. O welche Wohlthat, und der Schlaf kam erst von 12—3 Uhr. Beim Erwachen erkannte sie mich, erkannte auch das Zimmer, wo sie liege, fragte auch nach Helmuth und dann ist sie wieder eingeschlafen bis 8. Helmuth hatte diese Nacht geschlafen. Als er zu ihr trat, war die Be-

sinning leider wieder fort. Am 12 kommen beide Aerzte, dann schreibe ich wieder. Der eine war heute früh schon hier, unendlich froh, daß der Schlaf kein erzwungener war, und daß Besinnung dagewesen. Er scheint das Gegentheil befürchtet zu haben.“

Und in dem am 1. Weihnachtstage 1868 geschriebenen Briefe an Ernestine lesen wir die ergreifenden Worte: „Marie wurde schon hier auf Erden ein Engel, und der große Palmenzweig auf ihrem Sarge erscheint mir wie ein Symbol, das sie ihrem Herrn entgegen trägt. So tief, so einzig köstlich hat vielleicht noch niemand sein Weib betrauert, wie Helmu th sie! So trostreich, so pflegsam, so wohlthuend konnte niemand an ihrem Lager walten, wie er. So andächtig und ergeben niemand die Kniee beugen und seine Hände falten und danken und loben wie Helmu th. Den ersten Tag dachte er nur, daß sie erlöst sei von ihren langen bitteren Leiden, jetzt aber fühlt er, wie einsam er steht, was er in ihr verloren, mit der ganzen Stärke der Liebe und Verehrung. Sein ganzes Aeußeres und Inneres ist veredelt, die Rinde gesprungen, die die Zartheit und Tiefe seiner Gefühle fesselte. In der Sterbestunde standen wir beide stille am Bette, des letzten Röchelns gewärtig; . . . wir, Jeanette, er und ich und die treue Wärterin blieben noch lange an ihrem Lager sitzen und gedachten des süßen Lebens, das hier entflohen. Dann umarmte und küßte er mich verschiedene Male und sagte: „Gott segne Dir, was Du an uns gethan!“

Am 2. Weihnachtstage des Jahres 1868 fand um 3 Uhr nachmittags in dem blauen Saal der Moltkeschen Wohnung, wo der Sarg stand, von zahllosen

duftigen Blumen übersäet, die Einsegnung der Verbliebenen durch den Prediger Stahn statt. Eine außerordentliche Menge von Teilnehmern aus allen Kreisen der Gesellschaft und allen Schichten der Bevölkerung von Nah und Fern wohnte dem Trauerakte bei. Am Abend desselben Tages überführte der Gatte in Begleitung seines Neffen, Henry von Moltke, welcher auf Vorschlag des Fürsten Radzivil und des Generals von Mantuffel durch Allerhöchste Kabinettsordre zum persönlichen Adjutanten Moltkes ernannt worden war, die teure Leiche nach seinem Gute Creisau, wo der Sarg vorläufig in der dortigen Kirche beigesetzt wurde. An einer entlegenen Stelle des herrlichen Parkes, hochoben auf dem Gipfel eines Berges, ließ der Witwer eine Grabkapelle erbauen, wo die irdische Hülle jenes Wesens ruht, das ihm das liebste und teuerste auf Erden gewesen. In der Dorfkirche lag bis zur Fertigstellung des Mausoleums seine liebe Marie friedlich und bedeckt mit Kränzen und Palmen neben dem Altar der kleinen Kirche, und der Gärtner hatte einen blühenden Hain von duftenden Kamelien um den Sarg gestellt. Die Grabkapelle wurde auf seine Anordnung mit immergrünen Coniferen, Tannen und Stechpalmen umpflanzt. Im Sommer 1869 fand die feierliche Beisetzung in Creisau statt. Bei dem alljährlichen langen Aufenthalt auf diesem Gute verging kaum ein Tag, wo Moltke nicht das Grab aufsuchte und ein Blatt oder eine Blume auf dasselbe legte. Es wurde für ihn ein heiliger Wallfahrtsort, wo er sinnend vergangener schöner Tage gedachte und der Hingeshiedenen gar manchen Augenblick der Erinnerung weihte. Eine entzückende Aussicht

bietet sich von der Grabkapelle aus auf die fernen Gipfel des Zobten- und Eulengebirges und die Türme von Reichenbach und Faulbrück. Der innere Raum der Gruft birgt drei Säрге. Links ruht Marie, rechts ist der Sarg der Schwester Moltkes und seit dem 29. April 1891 schläft dort den ewigen Schlaf auch der große Schweiger. Ein herrlicher Christus nach Thorwaldsens berühmtem Modell breitet segnend die Hände über die irdischen Reste der Dahingeshiedenen. Darüber stehen die von Moltke selbst gewählten Worte der Schrift:

Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.



VI.

Moltke und seine Berührungen mit Damen auf dem Throne.

Der Mann, welcher in das Rad der Weltgeschichte im 19. Jahrhundert so mächtig eingegriffen hat, ist in seinem langen, ruhmgekrönten Leben mit zahlreichen Damen auf dem Throne in Berührung gekommen, und es wird gewiß den Leser interessieren, einige Beziehungen Moltkes zu diesen erlauchten Persönlichkeiten näher kennen zu lernen.

Vor allem gedenken wir der Stellung Moltkes zu der Prinzessin von Preußen, der späteren Kaiserin und Königin Augusta. Wir wissen, daß er und zwar auf Wunsch des Prinzen und der Prinzessin von Preußen im Jahre 1855 zum ersten Adjutanten des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich III., ernannt wurde. Er hatte sich der Gunst der hohen Frau, welche die außerordentliche Begabung und die seltene Charakterstärke des Generalstabsoffiziers schon frühzeitig anerkannte und schätzen lernte, zeitlebens in hervorragendem Maße zu erfreuen. In Coblenz, Baden-Baden, Berlin u. a. Städten wurde er wiederholt zu den intimen Theeabenden der Fürstin zugezogen. Von Baden-Baden aus, am 22. Juli 1857,

schreibt er einmal seinem „armen kleinen Weibchen“ mit einem gewissen Stolz: „Vor ein paar Tagen habe ich mit der Prinzess von Preußen und Gräfin Haackebec à bec diniert.“

Ich habe schon oben erwähnt, daß infolge der Intervention der Königin Augusta, welche Moltkes Schwester Auguste zur Audienz befohlen hatte, diese den Entschluß faßte, nach dem Ableben der Frau von Moltke mit ihrer Familie von Lübeck nach Treisau zu ziehen, um dem Witwer die Haushaltung zu führen.

Als Kaiserin zeichnete sie den Feldmarschall gleichfalls durch ihr ganz besonderes Wohlwollen aus und zeigte sich auch gegen einzelne Mitglieder der Familie nicht minder überaus huldvoll.

Mit tiefstem Schmerze erfüllte ihn der Anblick der kranken, fast 80 jährigen Kaiserin-Witwe, anläßlich des Ablebens ihres hohen Gemahls, des Kaisers Wilhelm I. In einem Brief an seinen Neffen Henry vom 11. März 1888 hebt er mit Ergriffenheit die Geduld der Märtyrerin hervor, die ihr Leid mit tiefem Schmerz, aber bewunderungswürdiger Fassung trage. Noch mehr ergriff ihn das Aussehen der edlen Matrone, gelegentlich der Trauungsfeierlichkeiten in Charlottenburg am 24. Mai 1888, als sich an jenem Tage Prinz Heinrich von Preußen mit Irene, Prinzessin von Hessen und bei Rhein, vermählte. Tiefbewegt schreibt der 88 jährige Greis seinem Bruder Ludwig: „Die Braut mit der Krone auf dem Haupte und bedeckt mit den Kronjuwelen sah reizend aus. Mitten in den Glanz und die Pracht der Versammlung wurde die alte Kaiserin Augusta auf ihrem Rollstuhl hineingeschoben, ganz schwarz, ohne jeden

Schmuck. Mir traten die Thränen in die Augen, als ihre Enkelkinder vor ihr niederknieten, um ihre Hand zu küssen.“

Durch seine Stellung kam er natürlich auch mit der Gemahlin des Prinzen Friedrich Wilhelm, der Prinzess Royal Viktoria von Großbritannien und Irland, der späteren Kaiserin und Königin Friedrich, wiederholt in Berührung, die gleichfalls dem trefflichen Mann ihr Wohlwollen in hervorragender Weise zuwandte. Er lernte sie zum ersten Male in London, gelegentlich ihrer Verlobung 1855, kennen. Natürlich wohnte er auch der Hochzeit seines Herrn 1858 bei. Die Braut entzückte ihn durch ihre Schönheit und die ganze Zeremonie machte auf ihn einen nachhaltigen Eindruck. Vor dem Altar standen der Erzbischof von Canterbury, der erste Pair des Reiches, rechts vor ihm die Braut und hinter ihr die Königin Viktoria von England, der Prinz-Gemahl Albert, die ganze englische Königsfamilie und ihre Verwandten, der König Leopold, der Herzog von Coburg-Gotha usw. Die Brautjungfern traten auf die untere Estrade des Altars, dicht hinter dem Brautpaar, und Moltke dicht hinter den Brautjungfern, alles übrige war seitwärts unten und auf der Emporkirche arangiert. Nach einer Cantate fing nun die Trauung nach dem nicht sehr langen englischen Ritual an. Beide Brautleute mußten jedes für sich die vom Erzbischof vorgelesene Formel nachsprechen. Sie gelobten sich in Freud' und Leid, in Glück und Unglück treu auszuhalten, und daß nur der leibliche Tod sie scheide. Auf diese Bedingung hin nahm der Prinz seine fünfstige Gattin mit einem bewegt gesprochenen, aber

festen und lauten: „I will.“ Sein erster Adjutant Moltke las in dem etwas blassen Gesicht des Prinzen, wie sehr ihn der Ernst der Handlung ergriff, und dabei bewahrte Friedrich Wilhelm die feste, männliche Haltung, die ihm vor diesem Publikum gebührte. Wer ihn, sowie Moltke sehen konnte, mußte ihn lieb gewinnen. Nach der Hochzeit verabschiedete sich das Ehepaar von Moltke, um nach Windsor zu fahren, wo die Eaton boys, bekanntlich die Söhne der vornehmsten Familien, ihm die Pferde ausspannten und sie den Berg hinauf nach dem alten Sitze Wilhelms des Eroberers zogen. Er rühmt an der Prinzess Royal, daß sie ein rundes, freundliches Gesicht, sehr schöne, kluge Augen und einen gutmütig freundlichen Ausdruck habe. Auch berührte es ihn angenehm, daß sie fließend deutsch sprach und ihren Pommy mit großer Keckheit ritt. Bei dem Diner in Osborne saß er zwischen ihr und Miss Seymour, was ihn sehr entzückte, und bei welchem Anlaß er bemerkte: „Das wäre bei uns unmöglich, wo die königlichen Prinzessinnen stets durch Hofdamen eingefast werden.“

Da die Prinzess Royal sehr gern Schlittschuh lief, riet Moltke brieflich seiner Gattin, sich auch diesem edlen Sport zu ergeben, da sie sich dadurch bei der Gemahlin seines Herrn angenehm machen würde, und sie befolgte, wie schon erwähnt, diesen Wunsch ihres Gemahls und wurde eine flotte Schlittschuhläuferin, welche es in dieser Beziehung sehr gut mit der Prinzessin aufnehmen konnte.

Von Tag zu Tag steigerte sich die Verehrung Moltkes für seine junge Herrin, deren glänzende, geiz-

stige Eigenschaften er zu rühmen nicht müde wird. Nach der Vermählungsfeier z. B. erschien bei ihr eine Deputation der City of London, und der schweigsame Telemach staunte nicht wenig, als er sah, wie die Prinzessin ihren Antwort=speech ohne jegliche Vorbereitung so einfach herzlich mit klarer wohlklingender Stimme sprach, daß eine unwillkürliche Sensation die Versammlung durchlief und den Trägern der alten Flachsperrücken die Thränen in die Augen traten.

„Wer sie gehört,“ schreibt er begeistert seiner Frau, „mußte sie lieb gewinnen. Ich bin überzeugt, daß sie bei uns sehr gefallen wird. Sie macht sehr gute Toilette und ist voll Verstand, Heiterkeit und Wohlwollen. Ich hoffe, daß Du ihr nicht bloß en masse, sondern speziell vorgestellt wirst. Lady Churchill, die sie begleitet, ist eine der liebenswürdigsten Damen, die mir vorgekommen sind.“

Nicht minder trat er mit der Mutter der Prinzessin, der Königin Viktoria von England, schon zu einer Zeit, als er mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm seine erste Reise nach England angetreten, in Berührung. Sie trug ein weißes Spitzenkleid mit Brillanten, während der Prinz=Gemahl in hochschottischer Tracht war. Er war angethan mit einer schwarzen Jacke, hatte das Band des Schwarzen Adlerordens über der weißen Weste, den Kilt und die Gamaschen an, die Beine waren nicht etwa in Trikot, sondern ganz korrekt bloß. Moltke wurde der Königin durch den Prinzen Friedrich Wilhelm vorgestellt. Er wurde angewiesen, die Herzogin von Wellington in den Speisesaal zu führen, sie dort ihrem Schicksal zu überlassen und sich neben die Herzogin von Kent der

Königin gegenüber zu setzen. Diese unterhielt sich mit ihm leutselig in deutscher Sprache, deren sie vollkommen mächtig ist. Das Diner schmeckte ihm ganz gut, nur frappierte es ihn, daß die Speisen ebenso wie bei uns die feinen Weine angekündigt wurden. Von letzteren gab es erst Sherry und Madeira, dann gleich Champagne doux ou froid, zum Dessert Claret und Bordeaux, dann erhob sich die Königin und zog sich mit den Damen in den Drawing-Room zurück. Wiederholt hatte er seitdem Veranlassung, sowohl auf der Insel Wight, als auch in Osborne, Windsor und London zur Tafel der Königin gezogen zu werden. Sie unterhielt sich augenscheinlich sehr gern mit dem geistreichen deutschen Offizier; ebenso machte er die Hofbälle mit, und es war für ihn interessant, die Königin Viktoria in ihrem einfachen weißen Tarlatan-Kleid alle Tänze mittanzten zu sehen. Er hatte einmal den Vorzug, mit der hohen Frau einen schneidigen Walzer zu exekutieren. Er begegnete ihr auch auf einem großen Ball beim türkischen Botschafter, den sie durch ihre Anwesenheit auszeichnete. Sie hatte damals ein weißes Atlaskleid mit Scharlachüberrock und prachtvollem Brillantdiadem an und trug eine Brosche an blauem Bande um den Hals. Sie tanzte drei oder vier Tänze, dann machte sie den Durchzug durch die Räumlichkeiten unter God save the Queen bis in den Speisesaal, wo man sich zu einem glänzenden Souper niederließ. Unter den anwesenden Diplomaten nahm sich ein Schwarzer in gesticktem Rock gar seltsam aus. Moltke glaubte anfänglich, es wäre der Kaiser Faustin oder Soulouque, aber es war nur der Gesandte von Haiti. Natürlich wohnte Moltke auch dem

Drawing-Room zu St. James in größter Gala bei. Die Damen befanden sich in großer Toilette, traten vor die Königin, machten ihre Verneigung, dann wiederholten sie dieselbe seitwärts und dann rückwärts, womit die Zeremonie zu Ende war. Er sah dabei einige sehr schöne und graziose Erscheinungen, aber auch unglaubliche Ungeschicklichkeiten und Geschmacklosigkeiten im Anzug, so z. B. violette Kleider mit grüner Robe und rotem Kopfsputz. Die Lady Westminster trug Diamanten, wie man sie von Krystall an Kronleuchtern sieht. Fast alles war in Uniform. Da aber die Leute in London dieselbe alle Jahre nur ein paar Mal anziehen, so bemerkte das scharfe Auge Moltkes, daß dieselben bei allem Reichtum an Gold und Stickereien zumeist sehr schäbig und garstig waren. Dabei herrschte die größte Willkürlichkeit. Der eine trug die dunkelrote Schärpe eine Hand breit unter den Taillenkнопfen, der andere hatte ein Bouquet im Knopfloch, der dritte ein Schnupftuch heraushängen, alle aber fühlten sich unbehaglich.

Den Militär interessierte vor allem die militärische Schaustellung, welche am 26. Juni 1857 in London stattfand, und deren Mittelpunkt die Königin Viktoria war. Ihre Majestät trug, wie der im Gefolge seines Prinzen befindliche Moltke genau feststellen konnte, die rote Generalsuniform mit Gold, die goldene Schärpe und das blaue Band des Garter über der Schulter, ein blaues Kleid, einen Hut mit roter und weißer Feder, ritt einen sehr ruhigen Rotschimmel und sah brillant aus.

Ebenso beteiligte er sich am offiziellen Einzug der Königin in Manchester gelegentlich der dortigen

Kunstaussstellung im genannten Jahre. Auch bei diesem Anlaß zeichnete ihn die hohe Frau ganz besonders aus.

Es scheint jedoch, daß der General sich mehr für die Frau als die Königin interessierte, da er sich über die politischen Eigenschaften und Herrschertugenden derselben nie äußert, sondern sich im großen und ganzen auf die Beschreibung ihrer äußeren Erscheinung und ihrer Toilette beschränkt. Er spricht von „her most gracious Majesty“, die ihm namentlich anläßlich des erwähnten Hochzeitszuges von 1858 gewaltig imponierte. Sie erschien damals in violettem Moiré, mit yardbreiten Spitzen, die Schleppe aus violettem Sammet, ein Diadem aus Erdbeerblättern, und einen Diamanten auf der Brust, der nächst dem schlechtgeschliffenen Kohinoor oder Lichtberg wohl einer der größten der Welt sein mag.

In den Jahren 1865—67 hatte Moltke Gelegenheit, mit den 2 schönsten Fürstinnen auf dem Throne in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts, mit der Kaiserin Elisabeth von Oesterreich und der Kaiserin Eugenie von Frankreich, bekannt zu werden. Im Januar 1865 reiste er als Begleiter des Prinzen Friedrich Carl, der sich nach Auflösung der von ihm kommandierten Armee beim Kaiser von Oesterreich zu melden hatte, nach der Stadt an der schönen blauen Donau. Dort wurde er der Kaiserin Elisabeth alsbald nach seinem Eintreffen vorgestellt. Er mußte eine unendliche Reihe von Zimmern, alle ziemlich gleich große Vierecke, die sehr hoch waren, durchschreiten. In einem stand das Paradebett der Kaiserin Maria Theresia. Alles war mit Kerzen

erleuchtet, wohl über 1000. Ihre Erscheinung faszinierte ihn. „Das Gerücht hat nicht zu viel gesagt“, schreibt er seiner Frau, „sie ist entzückend, noch anziehender als schön, eigentümlich und schwer zu beschreiben. Wegen der Trauer in Schwarz, reicher gestreifter Stoff mit Spitzen, 2 Ellen Schleppe ohne Parure. Sie scheint etwas schüchtern, spricht leise und ist nicht immer leicht zu verstehen, aber man fühlt, daß das, was sie sagt, etwas Verbindliches ist.“

An der Marschallstafel nahmen auch die Damen der Kaiserin, die Oberhofmeisterin Gräfin Königseck, die Fürstin Taxis und die Gräfin Hunyady teil. Er saß zwischen den beiden ersteren und unterhielt sich mit ihnen sehr gut. „Diese vornehmen österreichischen Damen,“ berichtet Moltke von ihnen ganz bezaubert, „sind so einfach und schlicht in ihrem Wesen, gehen mit gutem Willen auf ein Gespräch ein, daß es ein Vergnügen ist.“

Bei der Galatafel, bei welcher Prinz Friedrich Wilhelm die Kaiserin führte, bildete ein einfaches, weißes Kleid ihren Anzug, aber die Schleppe desselben war so weit und lang, daß die größte Behutsamkeit nötig war, um sie zu führen. Nur ein prachtvoller Diamantschmuck kontrastierte mit dieser Einfachheit. Schmale schwarze Bänder hingen aus dem Kopfsputz bis zum Boden hinter ihr. Die fremden Gäste hatte man natürlich ausnahmsweise placiert. Neben der Kaiserin Elisabeth saß der preußische Botschafter Herr von Werther, während Moltke ihr gegenüber Platz nahm, sodaß er die schöne und liebenswürdige Frau ganz in der Nähe bewundern konnte.

Zweimal, 1856 und 1867, war Moltke als Adjutant

des Prinzen Friedrich Wilhelm in den Tuileries zu Paris Gast des Kaisers Louis Napoleon, und er hatte dort reichliche Gelegenheit, die schöne Spanierin Eugenie, die Kaiserin der Franzosen, näher kennen zu lernen. Er sagt von ihr in seinem Wanderbuche u. a.: „Die Kaiserin Eugenie ist eine überraschende Erscheinung. Sie ist schön und elegant. Hals und Arme sind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur schlank, ihre Toilette ausgesucht, geschmackvoll und reich, ohne überladen zu sein. Sie trug ein weißes Atlastkleid von so beträchtlichem Umfang, daß die Damen künftig noch einige Ellen Seidenstoff mehr gebrauchen werden, als bisher. Im Haar hatte die Kaiserin einen scharlachroten Kopfsputz und um den Hals eine doppelte Schürprachtvoller Perlen. Sie spricht viel und lebhaft und zeigt dabei nicht mehr Lebendigkeit, als man an so hoher Stelle gewohnt ist.“

Er wohnte 1856 den ganz intimen kleinen Circeln der Kaiserin in Fontainebleau bei. Einmal kam das Gespräch auf den Magnetismus. Der Kammerherr der Kaiserin wurde von einem anwesenden Arzt magnetisirt. Er muß seine Rolle sehr gut gespielt haben, oder er schlief wirklich, denn er schwitzte und weinte dabei. Hierbei entwickelte sich folgendes Gespräch zwischen dem Medium und dem Arzt:

„Sie leiden?“

„Ja.“

„Wo denn?“

„Am Herzen.“

„Sie schlafen hier nicht gut?“

„Nein.“

„Wo wünschen Sie zu sein?“

Bei diesen Worten unterbrach ihn die Kaiserin, welche bei ihren zahlreichen Liebesabentauern wohl die Ausplauderung eines zarten Geheimnisses fürchtete, mit der Bemerkung:

„Ach, stellen Sie doch nicht solche Fragen! Er spricht bisweilen Dummheiten.“

Moltke hatte mit seinem offenen freimütigen Wesen und seiner edlen Ritterlichkeit den besten Eindruck am französischen Hofe hinterlassen und Napoleon III., besonders aber seiner Gemahlin, ganz außerordentlich gefallen. Bekanntlich schrieb kurze Zeit nach diesem Besuche Napoleon an die Königin Viktoria von England in den rühmendsten Ausdrücken über den Prinzen Friedrich Wilhelm und seinen Adjutanten, und ebenso Eugenie an die Gräfin W., und es zeugt von einer nicht geringen Beobachtungsgabe der Erzkaiserin, wenn sie über Moltke u. a. sagt: „Der General Moltke oder so ähnlich ist ein wortfarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer. Immer gespannt und spannend, überrascht er durch die treffendsten Bemerkungen. Es ist eine imponierende Rasse, die Deutschen, Louis sagt: „Die Rasse der Zukunft“ — bah, soweit sind wir noch nicht.“

Moltke entwirft sehr anziehende Bilder von den Parforcejagden der Kaiserin, in deren Wagen er zum Bahnhof der Lyoner Bahn fuhr, um mit der Jagdgesellschaft nach Fontainebleau sich zu begeben. Von Eugenie als Reiterin sagt er: „Sie führte das ganze Rennen im schärfsten Tempo. Sie sitzt ruhig und elegant zu Pferde und sieht sehr gut aus.“

Auch 1867, bei seinem zweiten Besuche anlässlich der Pariser Weltausstellung, wurde Moltke von der

schönen Frau auffallend ausgezeichnet, und sie unterhielt sich mit ihm wiederholt aufs Eingehendste. Inzwischen war der Vertreter der „Rasse der Zukunft“ durch den entscheidenden Sieg bei Sadowa ein gefürchteter Mann geworden, und bei der Audienz, die er am 15. Juli bei der Kaiserin hatte, bot sie ihre ganze bezaubernde Liebenswürdigkeit auf, um ihn zu entzücken, was ihr wohl auch gelang, ohne daß es ihr jedoch geglückt wäre, im Herzen des Siegers von Königgrätz das Bild seiner geliebten Marie zu verdrängen, geschweige denn seine militärisch-strategischen Maßnahmen zu Gunsten der Napoleoniden zu beeinflussen. Er war aber galant genug, der Schönheit und Grazie Madame Engenies volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, während er ihren Gatten mit den drastischen Beiwörtern bezeichnet: „Der Abenteurer von Boulogne“ und der „Parvenu.“

Wie sehr übrigens Hellmuth von Moltke schon im Januar 1855, als Napoleon auf der Höhe seiner Macht stand, das ganze schwindelhafte „Brimborium“ des kaiserlichen Ehepaares in Paris durchschaute, und wie sehr er die kommenden Ereignisse ahnte, zeigt ein wenig bekannter, an seinen Bruder Adolf aus Magdeburg am 25. Januar 1855 gerichteter Brief, worin er sich über Madame Eugenie nicht gerade sehr schmeichelhaft ausdrückt. Er sagt dort u. a.: „Ein wirklicher Beistand (für Schleswig-Holstein) ist nur von der Erhebung der deutschen Nation zu erwarten, und dazu gehört ein allgemeiner Krieg, für den jedoch Louis Napoleon vielleicht in wenig Jahren sorgen wird. Sein Kaisertum nimmt immer mehr den Charakter eines großartigen Schwindels an. Seine Vermählung mit der

Spanierin schließt ihn von dem Eintritt in die legitimen Monarchenfamilien vollends aus, und die Londoner Börse kann durch einfache Erhöhung des Agios sein ganzes Finanzsystem erschüttern. Die Franzosen werden des Abenteurers bald müde sein, der es schwieriger finden wird, Kaiser zu bleiben, als es zu werden. Ohne Siege kann er sich kaum behaupten, und ob er selbst Feldherr ist und zwar im Stil des Onkels, das muß sich erst zeigen. Selbst aber muß er Schlachten schlagen, denn sein Feldherr würde Kaiser sein.“

Am Hofe des Czaren, wohin sich Moltke in Begleitung des Prinzen Friedrich Wilhelm im Juli 1856 zur Krönung des Kaisers Alexanders II. begeben hatte, kam er ebenfalls mit gekrönten Häuptern in nahe Berührung. Schon in Swinemünde, wo er sich an Bord der russischen Korvette „Gremeschitf“ (Der Donnerer) begeben hatte, wurde er der Kaiserin = Mutter, Alexandra Feodorowna, Gemahlin des Kaisers Nikolaus I. von Rußland, einer Schwester des nachmaligen Kaisers Wilhelm I., die von ihrem Besuch in Deutschland nach Rußland zurückkehrte, vorgestellt. Der Begleiter des Prinzen, der ohne es im Geringsten zu wollen, die Herzen der Damen im Sturm eroberte, gewann sich auch bald das Wohlwollen der hohen Frau, die trotz ihres Alters noch die Reise aus den Alpen nach der nordischen Newa nicht gescheut hatte, um, nach einer alten schönen Sitte des Landes, ihrem Sohn bei der Krönung den Segen zu spenden. In Schloß Alexandra, dem Wohnsitze der Kaiserin = Mutter, stieg Moltke ab. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse und sagte ihm sehr viel Verbindliches. Schließlich wollte sie von ihm wissen, ob er tanze.

Sie scherzte und lachte fortwährend mit ihm. Nach der Messe im Pavillon zu Peterhof wurde er der regierenden Kaiserin Maria Alexandrowna, einer geborenen Prinzessin von Hessen, vorgestellt, die an ihn ebenso Gefallen fand, wie die Tochter der Königin Louise von Preußen. „Es war prächtig zu sehen,“ schreibt Moltke nach der Heimat, „wie die alte Kaiserin-Mutter, nachdem der Sohn sich und seiner Gemahlin die Krone aufgesetzt, mit lebhafter Spannung allen Handlungen folgte. Mehrere Damen waren schon ohnmächtig geworden, aber die betagte Mutter des Kaisers hielt sich standhaft. Jetzt erhob sie sich und schritt in festem Gange die Stufen des Thrones heran, die blühende Krone auf dem Haupte, den Goldmantel nachschleppend. Hier, vor den Augen der Welt, umarmte sie ihren Erstgeborenen und segnete ihn.“

Bei der Galatafel, welche der Kaiser von Rußland zu Ehren des französischen Botschafters, Grafen Morny, veranstaltete, und der natürlich auch Moltke beiwohnte, erschien die Kaiserin-Mutter bei Tisch. „Sie trug“, wie der Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm in seinen Briefen aus Rußland berichtet, „ein weißes Mousselin Kleid und eine Jacke von demselben Stoff, mit einem zollbreiten Rande von Kornblau besetzt, ohne allen weiteren Schmuck, und ein weißes Barett mit weißen Federn, was außerordentlich gut aussah.“

Die Kaiserin, welche ebenfalls in weißer Mousselin einfach aber geschmackvoll gekleidet war, unterhielt sich mit Moltke ungezwungen. „Es war allerliebste zu sehen,“ bemerkt dieser, „wie die Mama sich über ihren hochaufgeschossenen jüngsten Sohn freute, den letzten, der noch unter ihrem Dache verweilte. Bald

hatte er um etwas zu bitten, bald einen Spaß zu machen, und wenn die Züge der Kaiserin stets ernst bleiben, so drücken sie doch Wohlwollen und Güte aus.“

Ueber die fürstlichen Damen bei der Krönung selbst spricht er sich also aus: „Sämtliche Damen waren in Nationaltracht, die Farbe der manteaux richteten sich nach den verschiedenen Höfen. Scharlach mit Gold, mit Silber, Blau, Amaranth usw., sodas bei der Gleichförmigkeit des Schnittes doch eine angenehme Abwechslung waltete. Die Ausschmückung des Kopfpuzes mit Gold, Diamanten, bunten Steinen oder Perlen war dem Geschmack und Reichtum der Einzelnen überlassen Um 9 Uhr früh öffneten sich die Thüren der kaiserlichen Gemächer, die Schar der Kammerherrn setzte sich in Bewegung, es erschien die Kaiserin=Mutter, unterstützt von ihren beiden jüngsten Söhnen. Sie trug eine oben geschlossene Krone, ganz aus Diamanten, einen Hermelinmantel aus Goldstoff, dessen Schleppe von 6 Kammerherrn getragen und welcher durch eine prächtige Diamantkette befestigt war. Die schlanke Figur, das Kammerprofil, die majestätische Haltung der hohen Frau, der freudige Ernst ihrer Züge riefen eine unwillkürliche Bewunderung aller hervor. Sie hatte am Abend vorher ihre sämtlichen Kinder gesammelt und sie gesegnet. , Auf der Krasnoj=Krijar, der mit scharlachrotem Tuch ausgeschlagenen großen Freitreppe, die aus dem alten Czarenpalast in den Hof der Heiligtümer hinabführt, erwartete die Kaiserin ein Baldachin aus Goldstoff, der auf 8 Stangen von Kammerherrn und Generaladjutanten getragen wurde. Das Hinaustreten in die schöne Sonne war prachtvoll Ich vermochte mich,

unten angekommen, einen Augenblick umzudrehen und den langen prachtvollen Zug der Damen die Treppe herab zu übersehen . . .“

Nach der Krönung hatte Moltke eine Abschiedsaudienz bei der Kaiserin-Mutter, die ihn aufs Herzlichste empfing. Sie war in einem einfachen, aber kostbaren Morgenanzug aus weißen ostindischen Shawl mit breiter Borde und saß oder vielmehr lag auf zwei Fauteuils: „Ich glaubte vor Freude und Aufregung zu sterben bei der Krönung“ sagte sie zu ihm,“ aber ich habe Gott soviel gebeten, daß er mich aufrecht erhalten hat.“

Er hatte die Freude, am russischen Hofe der russischen Großfürstin, *Maria Pawlowna*, der Großherzogin von Sachsen-Weimar, der er bereits anlässlich seiner Anwesenheit in Weimar im Juni 1844 vorgestellt war, auf's neue zu begegnen. Sie, welche ebenfalls zur Krönung herbeigeeilt war, und die durch seine frappante Ähnlichkeit mit der Prinzessin Augusta von Preußen auffiel, lud ihn wiederum zum Besuch am Weimarer Hofe ein, wo bekanntlich Moltke stets ein gern gesehener und gefeierter Gast war.

Die Damen der russischen Aristokratie schwärmten übrigens nicht allein damals für den stattlichen Offizier mit den scharfgeschnittenen, geistreichen Gesichtszügen, sondern auch später, als er bereits ein Greis von 71 Jahren war und im Dezember 1871 in Begleitung des Prinzen *Friedrich Karl* zum Georgsfest nach Petersburg sich begeben hatte. Hätte er Neigung zu Liebesabenteuern gehabt, so wäre wohl sein Herz dort nie zur Ruhe gekommen.

Ueberaus huldvoll benahm sich gegen ihn die

Großfürstin Helene, eine Tochter des Prinzen Paul von Württemberg und Gemahlin des Großfürsten Michael, eine edle Förderin von Kunst und Wissenschaft, die es sich nicht nehmen ließ, in ihrem Palais, ihm zu Ehren, ein Quartett zu arrangieren. Ihr angenehmer, liebenswürdiger Umgangston, ihre hohe musikalische Begabung und — last not least — ihre Liebe für Deutschland, aus der sie nie ein Hehl machte, räumten ihr in seinem Herzen einen Erstlingsplatz ein.

Moltke besuchte in Petersburg das dortige einstige Nonnenkloster. Mit den Novizen befanden sich dort 125 Jungfrauen, welche eine strenge Clausur haben, und nie aus dem Kloster herauskommen. Die Igumena oder Aebtissin empfing ihn sehr artig. Der Gottesdienst wurde von Männern abgehalten, aber die Nonnen sangen zum Eingang. „Da erschienen nun die ganz und gar schwarzgekleideten Geschöpfe jeden Alters, meist alle häßlich mit tartarischer Gesichtsbildung, aber zum Theil schönen Augen. Die Novizen tragen eine spitze, die Nonnen eine cylindrische schwarze Haube, den schwarzen Schleier und lange schwarze Gewänder. Eine derselben dirigierte den Chor mit einem kleinen schwarzen Stabe. Es ist nicht zu sagen, was für prächtige Kirchengesänge man hier hört. Es waren sehr schöne Stimmen, darunter sehr tiefe Altstimmen, daß man Männer zu hören glaubte. Die Nonnen erhalten 20 Papierrubel jährlich, also weniger als bei uns irgend ein Dienstmädchen, alles übrige müssen sie durch ihrer Hände Arbeit verdienen. Sie sticken und malen, und in der Kirche hängen recht hübsche Heiligenbilder von ihrer Hand.“

Aus der Zahl der fürstlichen Frauen, mit welchen er in Berührung trat, seien hier noch einige hervorgehoben. Die Königin Elisabeth, die Gemahlin Friedrich Wilhelm IV. und Tochter König Max I. von Bayern, bei welcher er wiederholt zur Audienz geladen war, hegte großes Interesse für seine Gattin und gab derselben vielfache Beweise ihres Wohlwollens. Zum „déjeuner dinatoire“, welches zum Geburtstage der hohen Frau im königlichen Schlosse oder in Glienicke stattzufinden pflegte, erhielt auch Marie von Moltke Einladungen.

Wie bei der Weimarer Großherzogin, so stand er auch bei der Großherzogin, Louise v. Baden, der Tochter Kaiser Wilhelm I., in hohem Ansehen. Er war oft Gast des großherzoglichen Paares. Die Prinzessin Louise hatte er schon in den 50er Jahren in Coblenz kennen gelernt, und sie war, wie er sich selbst ausdrückt, ihm gegenüber stets „allerliebste und sehr herzlich“. Als Moltke im August 1872 in Lindau weilte, traf er mit dem großherzoglichen Paare zusammen, welches darauf bestand, daß er nach Mainau kommen müsse. „Die Fahrt beim schönsten Wetter,“ so schreibt er sehr befriedigt an seinen Bruder Fritz, „nach der zauberhaften Insel im Bodensee war reizend, und das Familienleben der prächtigen Großherzogin und ihrer Kinder wirkte höchst wohlthuend . . . Am folgenden Morgen nach gemeinschaftlichem Frühstück ließ der Großherzog mich nach Constanz fahren, dann ging durch die liebliche Gegend per Eisenbahn, dicht am Schaffhauser Rheinfall vorüber, und über Basel nach Mühlhausen, wo ich Wagen und Pferde antraf.“

Wenn er auf seinen Generalstabsreisen eine ba-

diese Stadt berührte, ließ die Großherzogin es sich nie nehmen, ihn in herzlichster Weise zu begrüßen und ihn gastlich aufzunehmen. Dann konnte er nicht so rasch abkommen, wie er es so gern gewünscht hätte. Im Oktober 1879 war es, als der Generalstabschef auf einer solchen Reise in Freiburg durch einen Feldjäger ein Schreiben des Fürsten Bismarck erhielt, in welchem er ihn aufforderte, Sr. Majestät dem Kaiser Wilhelm I. seine — Moltkes — Ansichten über eine Allianz Deutschland mit Oesterreich vorzutragen, und reiste er deshalb sofort nach Baden-Baden ab, wo sich der Kaiser damals aufhielt.

Diese hohe Gönnerin verehrte dem 90jährigen Jubilar die Schreibmappe, welcher Kaiser Wilhelm I. bis zu seinem Tode benutzt hatte. Dieselbe war bedeckt mit zahlreichen Notizen und Bemerkungen von der Hand des Monarchen, die sich zum Teil auf Unterhaltungen mit Moltke bezogen.

Bei diesem Anlaß sei erwähnt, daß auch Ihre Majestät die regierende Kaiserin Auguste Victoria, die dem alten Generalfeldmarschall stets ihre Huld und Verehrung zeigte, ihm an seinem seltenen Ehrentage eine goldene Dose mit 4 Solitaires und ihrem Namenszug in Brillanten zukommen ließ. Im inneren Deckel der Dose war die Ansicht des Schlosses Gravenstein eingraviert, in dem einst der Gefeierte während des Manövers in Schleswig gewohnt hatte.

Die Gemahlin des Generalobersten Grafen Walderssee, des jetzigen Oberkommandanten der Truppen in China, überbrachte dem Jubelgreis persönlich ein Frühstückservice von Krystall und Porzellan, wäh-

rend ihre Mutter Blumen in Gestalt eines eisernen Kreuzes spendete.

Auch eine andere preußische Prinzessin, Louise, Tochter des Prinzen Karl und Gattin des Landgrafen von Hessen-Philippsthal-Barchfeld, war ihm sehr wohlwollend gesinnt. Er war wiederholt auf ihrem Schloß zu Besuch, wurde zum Hofball geladen und erhielt zahlreiche Beweise der freundschaftlichen Gesinnung der hohen Dame, ebenso auch seine Frau.

Die Großherzogin Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, eine Tochter Friedrich Wilhelms III. von Preußen, bevorzugte ihn schon zu einer Zeit, als sein Name nur in engen militärischen Fachkreisen bekannt war. So hatte er z. B. im Januar 1842 bei ihr und dem Großherzog in Schwerin eine Audienz, und ging der letztere stundenlang mit ihm herum, um ihm seine Anlagen, Bauten, Ställe etc. zu zeigen. Noch nie hatte ihm das Essen so gut geschmeckt, wie damals an der großherzoglichen Tafel, denn durch den Hunger und die Kälte, denen er stundenlang ausgesetzt war, hatte sich bei ihm ein gewaltiger Appetit entwickelt, und man bewunderte in Schwerin nicht allein seinen Geist, sondern auch seinen Magen. Abends fand eine kleine Lotterie statt, für die die Großherzogin einige hübsche Glasfachen beige-steuert hatte, von denen er aber zu seinem Verdruß nichts gewann. Auch in Doberan empfing ihn die Großherzogin wiederholt mit gewohnter Güte und Freundlichkeit. Von einem solchen Besuch im Hochsommer 1845 entwirft er einmal eine kleine Skizze, der ich das nachfolgende entnehme: „Am 2 Uhr dinierten wir en petit comité. Die Großherzogin, der Großherzog, eine Hofdame, General Rauch,

. . . und ich in der Cottage. Ein Dorsch mit Butter und Senf — Göttlich! Nach der Tafel Promenade im angrenzenden Buchenwald mit schönen Ausichten aufs Meer. . . Im Seebad Thee im Freien bei schöner Musik (40 Mann), dann Ball. . . Darauf bei köstlich lauem Mondschein in raschem Trab nach Hause, wo ich bis um 7 Uhr fest schlief.“

Die Dessauer Herrschaften, besonders die weibliche Linie, nämlich die Herzogin von Anhalt-Bernburg und die Prinzessin Adelheid, seit 1851 Herzogin von Nassau, freuten sich stets, wenn sie den berühmten Mann auf ihrem Schlosse beherbergen konnten. Einmal verbrachte er, vor gerade einem halben Jahrhundert, mit dem Hauptquartier dort den Weihnachtsabend. Die beiden hohen Damen ließen es sich nicht nehmen, ihm ein glänzendes Diner zu geben, wobei auch sein Lieblingsgericht, Austern, nicht fehlten. In Dessau gefiel es ihm ganz ausnehmend, und in einem Brief an seine Frau hebt er es ausdrücklich hervor, daß die ganze Bevölkerung mit den preußischen Truppen mitgelaufen sei, und daß selbst die Demokraten über die preußische Einquartierung entzückt gewesen seien. Ihm zu Ehren wurde auch ein Hofkonzert gegeben, wobei die Ouvertüre zum „Oberon“ ganz wundervoll ausgeführt wurde, was den begeisterten Musikfreund in die beste Stimmung versetzte.

Moltke sah auf seinen zahlreichen Reisen übrigens nicht allein die Hohen und Mächtigen dieser Erde in ihrem Glanz und ihrem Ruhm, umflossen von dem Zauber der Herrscherwürde, sondern auch die Könige und Königinnen im Exil, die erloschenen Sterne, die

niedergebrochenen Existenzen. So hat er z. B. bei seinem Aufenthalt in England, 1857, nach Claremont fahrend — es ist dies ein schöner Park mit prachtvollen Bäumen und einem hübschen Schloß, dem König Leopold von Belgien gehörend —, Gelegenheit gehabt, einen Teil der dort lebenden unglücklichen und vertriebenen Familie des Königs Louis Philipp von Frankreich kennen zu lernen. Die Königin Adelaide, die den Namen einer Gräfin von Neuilly angenommen hatte, rühmt er als eine ehrwürdige, sehr vornehm aussehende alte Dame, von ausnehmend verbindlichen und angenehmen Formen. In der Unterhaltung mit ihr mußte er sein ganzes diplomatisches Talent aufbieten, da er nach allen Richtungen fürchten mußte, irgend einen wunden Fleck zu berühren. Er wohnte auch dem Konzerte bei der Königin bei, das für ihn dadurch bedentsam wurde, daß um 1 Uhr nach Mitternacht, in dem Augenblick, wo die zahlreichen Karossen vorfahren sollten, ein der furchtbarsten Gewitter ausbrach, deren er sich entsinnen konnte, die Staatslivrées ruinierend und die Wege unpassierbar machend.

Den Schluß der Gallerie fürstlicher Damen mögen noch einige Herzoginnen und Prinzessinnen machen, mit denen unser Moltke nur in oberflächliche Berührung gekommen ist. Zu diesen gehörte die Herzogin von Persigny, die Gemahlin des französischen Botschafters in London, mit der er auf dem Ball des türkischen Botschafters 1856 bekannt wurde. Er rühmt ihre einfache und geschmackvolle Toilette: weißes Kleid mit gelben Bändern und schwarzen Verzierungen, gelbe Rosen mit schwarzen Blättern im Haar; ferner die

schon erwähnte Herzogin von Wellington, die Gemahlin des berühmten Besiegers Napoleon I., die ihm als eine der schönsten Londoner Frauen erschien, und mit der es ihm ein Vergnügen machte, einen Contre zu tanzen. Interessant ist es, wie er die Bekanntschaft dieser Dame machte. In Balmoral wurde er beim Frühstück einer Dame von großer Schönheit — wenn auch nicht mehr jung — vorgestellt. Aber es wurde der Name so undeutlich gesprochen, daß er ihn nicht verstehen konnte. Wegen ihres einfachen und bescheidenen Wesens hielt er sie anfänglich immer für eine Erzieherin der königlichen Kinder und erst nachher erfuhr er, daß es die Herzogin von Wellington sei. „Mir fiel ein,“ so bemerkt er bei diesem Anlaß in einem Brief an seine Frau, „wieviel exclusiver in der Regel unsere Damen auftreten, die doch keine Peeresses also wirkliche Reichsfürstinnen sind;“ und schließlich die Gemahlin des türkischen Botschafters in London Mursun-Bey, Fürstin von Samos, eine durch ihre orientalische Schönheit besonders auffallende Dame, deren Reize man ohne Schleier zu bewundern die seltene Gelegenheit hatte. Freilich auch der Herr Gemahl trug ein eigentümliches Kostüm, als ihn die Universität Oxford zum Doktor vorgeschlagen hatte. Er war mit einem roten Mantel bekleidet, während der Kanzler der Universität, Lord Derby, im schwarzen goldgestickten Talar, mit schwarzer viereckiger Mütze, mit Goldquasten auf dem Präsidentenstuhl saß — zum großen Gaudium der Fürstin von Samos. . . .

Als der Unvergeßliche am 24. April 1891 seine große und edle Seele ausgehaucht hatte, war es wieder eine gekrönte Frau, die den Manen des Verbliebenen

huldigte. Die junge Kaiserin Auguste Victoria, welche infolge des Ablebens Moltkes die beabsichtigte Reise nach Weimar aufgegeben hatte, begab sich am 25. April vormittags in das Sterbezimmer des Marschalls, um eigenhändig, tief erschüttert, eine Palme auf das Totenbett niederzulegen und in herzlicher und ergreifender Weise ihre innige Theilnahme der Familie auszusprechen. Lange verweilte die hohe Frau im Trauerhause. Auch andere Fürstinnen wie z. B. die Erbprinzessin von Meiningen erschienen, um den Genius, der soviel für Deutschlands Ruhm und Größe gethan, die letzten Ehren zu erweisen.



VII.

Moltkes freundschaftliche Beziehungen zu Mädchen und Frauen.

Helmuth von Moltke ist von frühester Jugend bis in sein spätes, so ehrwürdiges Alter hinein von edlen Mädchen und Frauen aufrichtige Verehrung und Bewunderung entgegengebracht worden. Wenn er als Jüngling und im beginnenden Mannesalter nicht so leidenschaftlich geliebt hat, wie all' diejenigen, in deren Adern das Blut heftiger rollt, und deren Phantasie von einem Ideal der Weiblichkeit erfüllt ist, so liegt der Grund wohl hauptsächlich darin, daß er eine an Entbehrungen aller Art überaus reiche Jugend durchmachen mußte, daß er Jahrzehnte hindurch im Kampfe ums Dasein seine beste Kraft aufrieb und sich seiner eine gewisse Schwermut und Niedergeschlagenheit bemächtigt hatte, die sich mit dem holden Spiel der graziösen Göttin Eros absolut nicht vereinigen ließ.

In seinen „Denkwürdigkeiten“ läßt er uns leider in seine Herzenserlebnisse und Konflikte in den ersten zwei, drei Jahrzehnten seines Lebens keinen Einblick thun, und so können wir mit Bestimmtheit nicht behaupten, ob vor Marie Burt irgend ein anderes Weib sein Herz erfüllte und ihn glücklich machte. Doch

sprechen alle Umstände dafür, daß seine Gattin seine einzige und wahre Liebe war, und daß dieser gewissenhafte, ernste und verschlossene Mann erst dann den Gefühlen, die ihn beseelten, nachgegeben, als er sich durch Thatkraft, eisernen Fleiß und ausgezeichnete Leistungen als Topograph, Generalstabsoffizier und Schriftsteller eine anständige ansehnliche Position geschaffen, die ihn in die Lage versetzte, eine Familie zu erhalten.

War er nun auch, soweit beglaubigte und zuverlässliche Zeugnisse vorliegen, allezeit, selbst im Sturm und Drang seines Werdeganges, den Damen gegenüber ziemlich reserviert und entfernte gleichsam eine gewisse Würde, eine gewisse Unmut die Vertraulichkeit, so war er doch ritterlich und galant im Umgang mit ihnen, und durch seine feine Courtoisie, seine edlen Sitten und sein taktvolles Benehmen ein Liebling des schönen Geschlechts, ohne es oft selbst zu ahnen.

Ein klassisches Beispiel bieten uns für diese Thatsache die Erinnerungen der Frau Lony von Schimpff, geborenen Gräfin Kospoth, welche diese als 81jährige Matrone im Jahre 1890 über ihren Verkehr mit dem 28jährigen Topographen H. v. Moltke, auf Schloß Briesa, veröffentlicht hat. 17 Jahre alt sollte sie gerade konfirmiert werden, und sie pflegte mit ihrer zum Besuche auf Schloß Briesa anwesenden Kousine, Bianca von Forkade, eine echte Mädchenfreundschaft, als zu beider Mißvergnügen der Lieutenant v. Moltke plötzlich auf der Bildfläche erschien und sich auf dem Schlosse einquartierte. Die Eltern freilich empfingen ihn gleich herzlich, ihr Vater, Graf August Kospoth, der Typus der Freundlichkeit und

Liebenswürdigkeit, dabei ein Mann von vielseitiger künstlerischer Veranlagung — er malte viel in einer Art feinsten Detailausführung, fast Miniature, machte hübsche Gelegenheitsgedichte und liebte die Musik — befreundete sich bald mit dem fleißigen und strebsamen Offizier; und auch die Mutter der Konfirmandin, Julie, geborene von Poser, die Tochter des Majors von Poser, eines früheren Adjutanten Friedrichs des Großen, eine geistig hochbegabte, edle und schöne Frau, gewann Helmuth von Moltke lieb. Nach kurzer Zeit wurden auch die beiden Mädchen die besten Freundinnen des Gastes. Zu dem Brieser Schloß, dem Schauplatz ihres beschaulichen Lebens, führte eine neunfache Lindenallee in den herrschaftlichen Vorhof, hinter dem Hause lag ein gepflegter und großer Garten mit hübschen Orangerien. In diesem Garten erging sich die Familie des Grafen Kospoth mit Vorliebe, und auch Herr von Moltke zeigte seine große körperliche Gewandtheit, indem er geschickt über die Hecken setzte. Er wurde wie ein Familienmitglied betrachtet, und er beteiligte sich an den geistigen Erholungen seiner gastfreundlichen Wirte. Es wurde viel gelesen, musiziert, gemalt, gedichtet, Kostüme und Muster gezeichnet, kleine Theater Szenen entworfen, in denen, wie es damals Sitte war, die Götter Griechenlands eine große Rolle spielten. Die Damen des Hauses interessierten sich vornehmlich lebhaft für die Arbeiten des jungen Mannes und schenkten ihm u. A. Handschuhe mit abgeschliffenen Fingerspitzen zum Schutze der Hände, auf deren tadellosen Zustand er große Stücke hielt, gegen die Sonne. Oester fuhr die Kospoths mit ihrem Gaste in einem großen vierstzigen, mit 4 polnischen

Pferden bespannten und von einem geschickten, aber nicht immer ganz nüchternen, polnischen Kutscher gelenkten Wagen in die Nachbarschaft zu den bekannten und verwandten Familien, den Reichenbach in Jessel, den Schwerin in Borau, den Poser in Domsen, den Randow in Krakowane u. a.

So vergingen die Wochen schnell, und mit Bedauern sahen die Damen den lebenswürdigen Gast scheiden, nicht ahnend, welche große Zukunft ihm in späterer Zeit noch beschieden sein würde. In vertraulicher Stunde hat er ihnen sein Herz ausgeschüttet und ihnen erzählt, wie einsam er lebe, und daß er zum Weihnachtsfest in den Straßen Berlins herumgegangen sei, um durch die Fenster die Tannenbäume brennen zu sehen. Und so schickten sie ihm denn zum heiligen Abend des Jahres 1828 einen hübsch aufgeputzten kleinen Baum aus Schlesiens Erde mit auf ihr Zusammenleben sich beziehenden, geringfügigen Geschenken.

Weit über ein halbes Jahrhundert war vergangen, als Lony, Gräfin Kospoth, die schon seit Jahrzehnten mit Herrn von Schimpff verheiratet war, dem Jugendfreund ihre Glückwünsche zum 90. Geburtstag überschickte. Wie sehr sich der greise Moltke über diese Aufmerksamkeit freute, und wie genau er sich jener idyllischen Episode vor 62 Jahren erinnerte, bezeugt der Dankbrief, den er unter dem 31. Oktober 1890 an die genannte Dame richtete, also lautend:

„Sehr verehrte gnädige Frau

haben mich durch Ihr gütiges Schreiben hoch erfreut: Ich bin dankbar dafür, daß Sie mir durch

ein halbes Jahrhundert ein wohlwollendes Andenken bewahrt haben, und erinnere mich meinerseits lebhaft an die so überaus freundliche Aufnahme, welche ich in dem schönen Schloß Briese genossen habe.

Ihr Herr Sohn, der eine Zeit lang hier zum Generalstabe kommandiert war, hat das Andenken eines ausgezeichneten Offiziers hinterlassen. Er muß Ihnen Freude machen.

Ich hoffe, daß auch Sie Ihr hohes Alter in Gesundheit und Zufriedenheit tragen und verharre in vorzüglichster Verehrung und mit wiederholtem Dank

Ihr ganz ergebenster

Graf Moltke
Feldmarschall.“

Frau von Schimpff versichert, daß die Schriftzüge des 90jährigen schöner und fester waren, als die der niedergeschriebenen Gedichte des jungen Mannes. Auch die Zeichnungen, welche sie von ihm besitzt, sind musterhaft ausgeführt, die Schriftstücke hingegen flüchtiger hingeworfen. Durch sie erfahren wir die überraschende Thatsache, daß Moltke noch im Mannesalter sich im Schönschreiben besonders geübt hat, um seine Handschrift zu verbessern. In allem strebte er eben nach Vervollkommnung, und dadurch erreichte er Großes.

Wie sehr ihn die Aufmerksamkeit des Weihnachtsgeschenkens seitens der Damen in Briese erfreut hat, erkennt man auch aus einem Schreiben, welches er an seine geliebte Mutter am 1. Weihnachtstage 1828 gerichtet hat, und worin er über die ihm gewordene Sendung sich also äußert: „Sehr angenehm wurde ich heute früh durch den Postboten überrascht, der mir

einen anonymen Brief und eine Schachtel mit dem Postzeichen Vels brachte. Beim Eröffnen zog ich zunächst einen großen Wachsstock aus der Baumwolle hervor, dann folgte ein prächtiges Taschenbuch. Als ich es öffnete, erblickte ich sogleich ein ganz wunderliches Gemälde des Zimmers, wo wir in Briefe immer zusammengewesen waren. Mein fauteuil steht vor dem Tische, der alte Cadeau schmachtet in seinem Korb am Ofen. Die Orangen und der Wein auf dem Tisch, die Gemälde, der Wein vor dem Fenster, alles ganz genau. Vollends, wenn ich es so bei Licht ansehe, so ist's mir, als ob ich drin wäre. Womöglich noch hübscher ist ein zweites Bild, eine Ansicht des Schlosses vom Park aus von einem Punkte, den ich einmal als günstig dazu angegeben hatte. Ueber seiner Arbeit hatte der Graf geschrieben:

In mildem Licht, Du wohlbekannter Ort,
Winkt mir Dein Bild, das Herz und Blicke grüßen,
Und schweigt mir auch der Rede trenlos' Wort,
Will doch der Geist Erinnerungslust genießen.

Der weiten Gärten blumenreiche Pracht,
Den süßen Duft in Deinen Schattenhainen
Läßt Phantasie aus düst'rer Winternacht
Mir in des Frühling's Morgenglanz erscheinen.

Pomaden, Seifen, Extrait, Double d'eau de Cologne, ferner ein Etui von Pappe, welches die junge Gräfin gearbeitet, Bleistifte, ein Messer mit 6 Klingen u. s. w. füllten den übrigen Raum. Auch eine zierliche Neujahrskarte lag in der Briefftasche."

In einem Briefe aus damaliger Zeit an seinen Bruder Ludwig vom 24. August 1828 — noch während seines Aufenthalts in Briese geschrieben — zeigt er sich gleichfalls von den Aufmerksamkeiten, die ihm die gräflichen Damen erwiesen, äußerst angenehm berührt. Er spricht sehr oft von ihnen in den wärmsten Ausdrücken, was am besten beweist, daß sein Herz für die Tändeleien des Liebesgottes um jene Zeit viel empfänglicher war, als er es selbst wohl ahnen mochte. Er sagte einmal u. a.: „Hier geht es mir sehr gut. Meine Wirte sind die Güte selbst gegen mich. Ich weiß nicht, ob es blos Eitelkeit ist, was mir den Umgang mit recht vornehmen Leuten anziehend macht. Soviel ist gewiß, daß man nirgends weniger Anmaßung findet, als eben hier, und daß man sie eher eivräumt, wenn sie auf geschichtliche Erinnerungen und den Glanz des Namens sich begründet als sonst. Kospoth's sind mit allen Fürsten und Herren des Landes verwandt. Vorgestern waren wir zu ihren Verwandten zum Erntefranz gefahren, wo wir auf der Tenne sehr lustig getanzt haben. Daß es mir gut geht, kannst Du daraus schließen, daß ich Verse mache. Brühwarm, wie sie eben aus meiner Feder flossen, will ich sie Dir mittheilen, wenn ich Dir gesagt, daß die junge Comtesse ihre Freundin gestern fortbegleitet hat, daß sie sich sehr lieben und heute trennen, und daß wir sie oft zugleich in derselben Schaukel geschaukelt haben.“

Wahrlich, das Herz Moltkes mußte wohl vom Pfeil Amors getroffen gewesen sein, wenn er, der Mathematiker und Denker, sogar den Pegasus bestieg und zum Iyrischen Dichter wurde. Gewiß wird man seine an die Komtesz Kospoth und deren Freundin

gerichteten Verse noch heute mit Interesse lesen. Dieselben lauten:

Ein Bild des Lebens ist's, des regen Lebens,
Das aufwärts bald uns treibt und wieder abwärts
strebt,

Das wie des Herzens Hoffen, wie unistetes Sehnen
Jetzt sinkt, jetzt steigt und schwindelnd hoch uns hebt.
Es trägt Euch unter Blütenzweige. Staunend
Schaut über Wald und Flur der Blick. — Es schwebt
Auf Sturmeschwingen fort. — Doch in dem Augen=
blicke,

Wo Ihr am höchsten steht, zieht's wieder Euch zurücke.
Und wie ein rastlos Herz durch Freude, Hoffnung,
Bangen

führt's doch am Ende nur, von wo Ihr ausgegangen.

Dort sah ich jüngst zwei liebliche Gestalten,
Sie waren ineinander eng verschlungen.
Die Arme auf der luft'gen Bahn umrungen,
Schien eine stets die andere zu halten.

Ein leichter Nachen trug sie auf den Wogen
Mit flatternden Gewändern, wall'nden Haaren;
Und wenn es nicht zwei holde Engel waren,
So hätten Engelsbande sicher sie umzogen.

Durch die Orangenreihen blick' ich wieder,
Der Himmel hüllt uns rings in Wolfenschleier.
„Sie sind getrennt schon!“ rauscht der Pappel's Weh'n,
Aus blauen Augen fallen Thränen nieder,
Ein Strahl nur aus des Abendrotes Feier
Scheint mir ein Bild vom bald'gem Wiederseh'n.

Immer wieder ladet er seine Brüder Adolf und

Wilhelm ein, ihn in Briese zu besuchen, um sich seines Glückes zu erfreuen. Außer der Gräfin Kospoth gab es in der Nähe noch andere Vertreterinnen des Ewig-Weiblichen, die ihn lebhaft zu interessiren schienen. So z. B. eine Comteß Göhen mit einer sehr schönen Stimme. Er lernte sie bei dem nächsten Nachbar Kospoths, einem Grafen von Reichenbach, kennen, der die freie Standesherrschaft Goschütz besaß. Dieser kunstsinrige Aristokrat hatte einen ausgezeichneten Kapellmeister, einen tüchtigen Musiker, und überdies seinen ganzen Hausstand, Beamte, Vasallen u. s. w. zu einem tüchtigen Orchester eingeübt und führte mit diesen in einem prachtvollen Musiksaal oft Opern auf. Zu den dankbarsten Zuhörern gehörte Herr von Moltke; u. a. wohnte er den Aufführungen des „Berggeistes“ und der „Jessonda“ bei. Die Partie der letzteren wurde von der schönen und stimmungewandten Gräfin Göhen gesungen, die sowohl durch ihre Persönlichkeit, wie ihr Gesangstalent ihn mächtig anzog.

Den Stimmungen, welche ihn in jenen Jahren erfüllten, gab er wiederholt in poetischen Selbstbekenntnissen Ausdruck, welche beweisen, daß er sein Herzens- und Seelenleben selbst genau kannte und es kritisch zu beleuchten wußte. Im Postwagen war es, wo er am 13. Januar 1830 ein Gedicht verfaßte, welches eine Art Erklärung dafür sein soll, daß er bis dahin kein weibliches Wesen gefunden, das ihn dauernd zu fesseln wußte und das er für sein Leben als sein Eigen hätte nennen mögen.

Ihr tadelt mich, daß ich oft störrisch schweige,
Der glatten Welt die düst're Stirne zeige,

Daß ich nicht so, nicht tief genug, mich neige.
Den dürft'gen Scherz, Ihr wollt's, soll ich belachen,
Soll, welche Qual, wohl selber Spässe machen,
Wenn mir der Sinn so voll von ander'n Sachen!
Und Ihr habt Recht! Man wird es bitter tadeln,
Daß ich das flache, Niedrige nicht adeln,
Daß ich wie and're oft nicht denken kann,
Daß ich der Tonkunst göttlich hohes Walten
Zu hoch für seichten Spott wie Lob zu halten
Mich dreist erkühnt. — Wahr ist's, ich hab's gethan!
Allein, ich wollte niemand damit kränken,
Kann dieses Herz nicht immer flüglich lenken.
Und wie sie hart dagegen auch verfahren,
Das inn're Heiligtum ich will's bewahren.
Glücklich wohl, wenn sich ein Wesen findet,
Daß mich versteht, das eng sich mir verbindet.
Und kann's nicht sein — o laßt mit mir vergeh'n,
Was außer mir doch keiner mag versteh'n.

Später als Moltke's Name mit seinem Ruhm die Welt erfüllte, und er allerorts als Schlachtendenker gefeiert wurde, verfaßten die Damen auch auf ihn Gedichte; und nicht allein, wie wir wissen, seine Gattin Marie und seine Nichten und Großnichten, sondern auch so manche ihm fernstehende, begeisterte Dichterin. Der bescheidene Mann jedoch, dem jede Lobeserhebung in tiefster Seele zuwider war, fühlte sich von diesen Oden und Hymnen nicht immer sympathisch berührt, besonders wenn man ihm zumutete, sogar die Widmung derselben anzunehmen. Dies mußte auch eine junge Dame der Elsässer Aristokratie an sich erfahren, welche eine Anzahl Gedichte verfaßt hatte, die das Leben

und die Thaten des Feldmarschalls verherrlichten. Durch einen Freund ließ sie einst anfragen, ob der Feldmarschall diese lyrischen Ergüsse sehen und deren Widmung annehmen wolle, worauf ihr der nachstehende bezeichnende Bescheid zu teil wurde.

„Creisau, 20. Juni 1877.

„Ich erkenne es überaus freundlich an, wenn eine junge Dame Gedichte verfaßt, welche mich zum Gegenstande nehmen, aber eben dann dürfte noch eine besondere Dedication überflüssig sein, und ich möchte eine solche dankend ablehnen.

Eine poetische Seite wird meinem Leben kaum abzugewinnen sein, und ich will nicht verhehlen, daß es mir bei weitem am liebsten wäre, wenn ein Urtheil über mich der späteren Zukunft vorbehalten wäre.

Graf Moltke.“

Im ähnlichen Sinne äußerte er sich übrigens, nebenbei gesagt, auch einer Verlagsbuchhandlung gegenüber, die eine Lebensbeschreibung des Feldmarschalls vorbereitete, und um Material für den Verfasser bat. In der Beantwortung dieses Anliegens sprach er es aus, daß die Biographien von Lebenden nichts weiter als Lobpreisungen sein könnten, die jeder gelangweilt bei Seite lege. Nur über den Dahingeschiedenen sei ein freieres Urtheil zu erwarten. Der Nachwelt müsse es überlassen bleiben, ein abschließendes Urtheil zu fällen. Sei doch das Innere eines Menschen — selbst für seine Angehörigen — ein schwer zu lösendes Räthsel, wie vielmehr erst für den Fernstehenden.

Moltke liebte bekanntlich keine großen und ge-

räuschvollen Feste und Gesellschaften, wohl aber versammelte er gern einen engen Kreis treuer Freunde und Freundinnen um sich, und die Zahl derjenigen Damen, die in seinem Hause, namentlich aber mit seiner Frau freundschaftlich verkehrten, war gleichfalls nur eine beschränkte. Mit diesen ihm lieb gewordenen Mädchen und Frauen unterhielt er sich in herzlichster Weise. Er konnte mit ihnen stundenlang plaudern und scherzen, und bei solchen Anlässen war von dem großen Schweiger nichts zu bemerken. Einige dieser Intimen des Moltkeschen Ehepaares seien hier besonders hervorgehoben.

Die schon erwähnte Gräfin Bethusy-Huc auf Bankau, deren Tochter Ella später mit seinem Neffen Wilhelm sich vermählte, eine geborene von Kircheyßen, schätzte er hoch wegen ihrer Klugheit und Liebenswürdigkeit. Auch mit ihrem Manne, dem Grafen Eduard, waren er und seine Frau sehr befreundet. Mit diesem pflegte er oft auszureiten. Bei einem dieser Ritte, auf dem die beiden Herren auch die damals noch unverheiratete Comtesse begleitete, geriet der Feldmarschall durch seine und des Grafen Unaufmerksamkeit in ein sumpfiges Gelände, sodaß das Pferd mit ihm hinstürzte. Glücklicherweise war ihm kein Leids geschehen, der Ritt wurde fortgesetzt und eine unbedeutende Quetschung nach der Rückkehr der Kavalkade mit Arnika behandelt, denn es war verabredet, daß der kleine Vorfall Geheimnis unter den drei bleiben sollte. „Nun wollen wir einmal sehen,“ hatte Moltke scherzhaft, Comtesse Ella anblickend, gesagt, „ob kleine Mädchen schweigen können.“ Diese war in der That stumm wie das Grab, und erst drei Jahre später wurde

durch eine am Thatorte gefundene Reitpeitsche der Schleier gelüftet.

Gar oft fuhr der Marschall mit den Töchtern des Grafen Bethusy-Huc in der Equipage aus und noch als sehr alter Herr beteiligte er sich zuweilen am Familientanze, bezw. der Quadrille, und es kam vor, daß er manchmal sogar um Mitternacht mit der einen oder anderen der hübschen Komtessen noch einen Walzer tanzte.

Bei einem solchen, ihm sympathischen Privatverkehr mit hübschen und geistreichen Mädchen und Frauen entwickelte er eine erstaunliche Herzenswärme und einen köstlichen Humor. Es geschah mitunter, daß er sich stundenlang damit vergnügte, den Kindern, welche bei ihm zum Besuche waren, Seifenblasen zu machen. Es war ein rührender Anblick, den alten Herrn von einer großen Schar Knaben und Mädchen umgeben zu sehen, auf jedem Knie ein Kind schaukelnd, wobei ihm der Jubel der Kleinen große Freude bereitete.

Zu den Hausfreunden Moltkes gehörten zur Zeit seines Magdeburger Aufenthaltes auch der schon genannte Major und spätere Generallieutenant H. A. v. Glisczinski, zuletzt Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements im Kriegsministerium, und dessen Gattin. Die beiden Damen schlossen sich eng aneinander an, und Frau v. Moltke holte sich von Frau v. Glisczinski oft guten Rat ein. Wenn Glisczinski oder seine Frau später nach Berlin kamen, waren sie stets hochwillkommene Gäste im Moltkeschen Hause. Nach der Verabschiedung des Herrn v. Glisczinski kam er häufig abends zur Whistpartie zu Moltke, welche gewöhnlich von 6 $\frac{1}{2}$ bis 8 $\frac{1}{2}$ Uhr gespielt wurde. Aus

Dem brieflichen Verkehr zwischen beiden aus einer Zeit, als Glisczinski Chef des Generalstabes des Gardekorps und Moltke in gleicher Stellung beim 4. Armeekorps in Magdeburg war, geht gleichfalls das innige Freundschaftsverhältnis beider Familien hervor. So heißt es in einem Schreiben aus Magdeburg vom 13. Febr. 1851 u. a.: „Meine Frau wartet noch die österreichische Exekution in Holstein ab. Bei ihrer intensiv schwarz=weißen Färbung wird es ihr sehr schwer, unsere Politik zu verteidigen. Sie fordert von mir Beistand, ich wüßte nicht, wie ich es anfangen soll. Meine gelegentlichsten Empfehlungen an Frau von Glisczinski, wir vermissen sie hier sehr.“

Sehr zugethan war der Marschall dem preussischen Rittmeister Welrichs und dessen Gemahlin, welche letztere die vertrauteste Freundin Frau Marias vom ersten Tage ihrer Bekanntschaft bis zum letzten Atemzuge der Gattin Moltkes war. Ueber dieses Ehepaar äußert sich Moltke an seine Braut in einem Schreiben vom 15. Februar 1842: „Gestern Abend besuchte ich einen meiner Bekannten, den Rittmeister Welrichs vom Generalstabe, welcher auch kürzlich geheiratet hat. Er ist nicht jünger als ich, und seine Frau auch um 2 Jahre älter als Du und auch sehr hübsch. Diese Leute werden Dir gewiß sehr gefallen, sie empfehlen sich Dir unbekannterweise und bieten Rat und Beistand, wenn Du es brauchst. Ich wünsche mir recht die Zeit herbei, wenn wir auch so gemüthlich beisammen wohnen werden. Gott gebe seinen Segen dazu.“

Sehr oft sah man die beiden Paare zusammen spazieren gehen und bei allen wichtigeren Familienereignissen gab es gemeinsame freundschaftliche Be=

ratungen, und nie trübte auch nur der leiseste Miston das angenehme Verhältnis.

Daß Moltke mit der Gemahlin des Generals der Kavallerie von T ü m p l i n g , an welcher letzteren er das mitgeteilte Dankschreiben auf einen Kondolenzbrief gerichtet hat, auf freundschaftlichem Fuße stand, mag hier noch erwähnt werden.

Der Geheime Oberfinanzrath Scheller, welcher zur Zeit des Aufenthalts Moltkes in Magdeburg Stadtrat war und mit diesem in einem Hause wohnte, und dessen Gemahlin unterhielten mit dem Moltkeschen Ehepaar einen sehr innigen und herzlichen Verkehr. Scheller wurde später ins Handelsministerium berufen, und so setzte sich auch in Berlin der Familienverkehr fort. Mit Glisczinskis waren sie regelmäßige Teilnehmer an den abendlichen Whistabenden des Marschalls. Als Scheller, der inzwischen geheimer Finanzrat an der Seehandlung geworden war, nebst seiner Frau, Moltke im deutsch-französischen Kriege zu den glänzendsten Erfolgen seiner Strategie gratulierten, schrieb ihnen der ruhmreiche Freund aus Versailles am 11. Oktober 1870 tiefbewegt u. a.: „Ja, wenn meine Frau das alles noch erlebt hätte, wie würde ihr patriotisches tapferes Herz sich gefreut haben, sie wird mich nicht mehr empfangen wie nach 1866 auf dem Bahnhof, aber ich denke, die Hingeshiedenen sind doch dieser Welt nicht so fern, daß sie nicht doch noch mit uns empfinden.“

Außer seiner Frau gab es jedoch noch ein Wesen, welches er mit der ganzen Blut seiner Seele, mit dem ganzen heiligen Feuer der Begeisterung, die ihn erfüllen konnte, liebte, und das war G e r m a n i a . Den üppig sprossenden Lorbeer, den ihm dieses hehre Weib bei

vielen Anlässen, namentlich als man in Deutschland und weit über seine Grenzen hinaus am 26. Oktober 1890 den 90. Geburtstag des Feldmarschalls beging, überreichte, mußte er nolens volens annehmen.



VIII.

Moltkes Urteile über das „Ewig-Weibliche“.

Zu den Reisenden, welche Land und Leute aus vorwiegend kulturgeschichtlichen Gründen studiert haben, gehörte auch Moltke. Auf seinen zahlreichen und ausgedehnten Forschungsreisen interessierte ihn in erster Linie das Familienleben, welches er mit dem Auge des Denkers, aber zugleich auch des Deutschen, bei welchem bekanntlich das Gemüt eine so wichtige Rolle spielt, beobachtete und betrachtete.

Erwähnen wir zuvörderst seine Bemerkungen über das Ehe- und Familienleben der Orientalien, wie er sie in seinem berühmten Werke: „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei“ niedergelegt hat. Er kam mit fast allen Vertreterinnen der mannigfaltigen orientalischen Volksstämme in der Türkei in Berührung, und was er über das Ewig-Weibliche im Reiche des Halbmonds äußert, ist ebenso anziehend, wie lehrreich. Die türkische Ehe charakterisiert Moltke also: „Die Ehe ist im Orient rein sinnlicher Natur und der Türke geht über das ganze „Brimborium“ von Verliebtsein, Hofmachen, Schmachten und Ueberglücklichsein als eben so viele „faux frais“ hinweg zur Sache. Die Heiratsangelegenheit wird durch die Verwandten abgemacht,

und der Vater der Braut bekommt viel öfter eine Entschädigung für den Verlust eines weiblichen Dienstboten aus seiner Wirtschaft, als daß er der Tochter eine Aussteuer mitgäbe. Der Tag, an welchem die Neuvermählte verschleiert in die Wohnung ihres Gemahls tritt, ist der erste, wo dieser sie erblickt und der letzte, an welchem ihre nächsten männlichen Verwandten, ihre Brüder selbst, sie sehen. Nur der Vater darf ihren Harem noch betreten und übt auch später immer eine gewisse Gewalt über sie. „Harem“ heißt natürlich „Heiligtum“, und die Vorhöfe der Moscheen tragen den gleichen Namen.

„Diese Art, die Ehen zu schließen, bedingt schon an sich die Leichtigkeit, sie wieder zu lösen; ein vorhergesehener Fall, für den die Rückzahlung des etwaigen Heiratsgutes und eine Geldentschädigung gleich bei der Hochzeit festgesetzt wird. Uebrigens ist der Muselman des Spruchs aus dem Koran eingedenk: „Wisset, ihr Männer, daß das Weib aus der Rippe, d. h. aus dem krummen Bein, geschaffen. Wollt ihr ein krummes Bein gerade biegen, so bricht es. Ihr Gläubigen habet Geduld mit den Weibern!“

„Ob schon das Gesetz den Rechtgläubigen vier Frauen erlaubt, so giebt es doch nur sehr wenige Türken, die reich genug wären, um mehr als eine zu heiraten. So viele Frauen, so viele besondere Haushalte und Wirtschaften muß er haben, denn die Erfahrung hat gezeigt, daß zwei Frauen in einem Konak sich durchaus nicht vertragen. Dagegen gestatten Gesetz und Sitte dem Moslem, so viele Sklavinnen zu haben, wie er will. Nicht der mindeste Makel haftet an der Geburt des Sohnes einer Sklavin; diese stehen unter dem Befehl

der eigentlichen Kadynn oder Hannum, der Frau vom Hause. Welche reiche Quelle aber von Zwist und Hader, von Eifersucht und Ränken ein solches Verhältniß abgiebt, ist leicht einzusehen.

„Die Weiber sind streng bewacht und von allem Umgang, außer mit Frauen, geschieden. In diesem Punkte sind alle Muselmänner einverstanden, und die Reformen werden gewiß zu allerlezt in die Harems dringen. Die Fenster sind mit Holzgitter und dahinter von oben bis unten mit dichtem Strohgeflecht geschlossen, sodaß niemand von draußen das Mindeste vom Innern erblickt. Gewöhnlich gestattet ein kleines, rundes Loch diesen Gefangenen einen Blick hinaus in die schöne freie Welt, oft aber siehst du auch 20 bis 30 Fuß hohe Bretterverschläge, welche den reizenden Anblick des Bosphor verstecken, damit die vorüberfahrenden Kaiks mit Männern nicht von den Frauen bemerkt werden. Es ist freilich bequemer, der einzige Mann zu sein, den die Frau sieht, als unter vielen der Liebenswürdige! Auf Promenaden, in den Kähnen oder im Wagen sitzen Frauen stets nur mit Frauen zusammen. Wenn der Mann seiner Gattin auf der Straße begegnet, so wäre es die größte Unschicklichkeit, sie zu grüßen oder nur Miene zu machen, daß er sie erkenne; deshalb ist auch der Anzug der Frauen in ihrem Hause ebenso übertrieben frei, wie er außerhalb übertrieben verhüllt ist. Ein weißer Schleier bedeckt das Haar und die Stirn bis zu den Augenbrauen, ein anderer Kinn, Mund und Nase. — Die größte Reform in dem Schicksal der türkischen Frauen besteht darin, daß bei Begünstigten, wie denen des Großherrn, die Nasenspitze und ein paar Locken an den Seiten sichtbar gelassen sind. Den Rest

des Körpers bedeckt ein weißes Gewand aus einem leichten, schwarzen, hellblauen oder braunen Stoff. Ebenso unschön ist die Fußbekleidung, aus ledernen Strümpfen und Pantoffeln bestehend, welche bei den Türkinnen gelb, bei den Armenierinnen rot, bei den Griechinnen schwarz und bei den Jüdinnen blau sind. So schleichen sie langsam und schwankend, wie Gespenster, unerfreulichen Anblicks umher.

„Gewiß sind die Gesichter der Türkinnen im allgemeinen sehr schön. Fast alle Frauen im Orient haben den köstlichsten Teint, wundervolle Augen und breitgewölbte Augenbrauen. Wenn diese über die Nase zusammengezogen, so ist das eine Schönheit und die türkischen Frauen ersetzen den Mangel jenes Reizes, indem sie mit schwarzer Farbe einen Stern oder Halbmond zwischen die Brauen malen; auch wird der Schwärze der Wimpern nachgeholfen, indem sie einen gefärbten Zwirnsfaden zwischen die Augenlider durchziehen, und die Nägel, selbst das Innere der Hand und oft auch die Fußsohlen werden mit Khennah rot gemalt. Die beständig sitzende Lebensweise hat der türkischen Frau alle Anmut der Bewegung, die Entfaltung jede Lebhaftigkeit des Geistes geraubt, und sie stehen in Hinsicht auf Bildung noch eine Stufe unter den Männern.

„Wer sich durch 1001 Nacht verleiten läßt, das Land der Liebesabenteuer in der Türkei zu suchen, kennt die Verhältnisse wenig. Bei den Türken herrscht in dieser Beziehung die trockenste Prosa. Ich glaube, daß aus dem, was ich eben beschrieben, hervorleuchtet, daß es zu Liebesintriguen den Frauen an Temperament, wenigstens an Geist, den Männern aber an Möglichkeit fehlt. Wird eine türkische Frau je des Trennbruchs

mit einem Moslem überführt, so verstößt sie ihr Gemahl mit Schimpf, hatte sie aber Verkehr mit einem Rajah, d. h. mit einem christlichen Unterthan der Pforte, so wird sie noch heute, im Jahre 1836, ohne Gnade ersäuft oder der Rajah gehenkt. Ich bin selbst Zeuge dieser letzten Barbarei gewesen.

„Auf einem Spaziergang auf der asiatischen Küste begegnete ich unlängst einer Kette schwarzer Slavinnen, die, ich glaube, aus Oberägypten kamen, wo die Weiber ebenso garstig, als in Nubien schön sind. Jene glichen wirklich kaum Menschen; die Stirn ist eingedrückt, Nase und Oberlippen bilden fast eine Linie, der starke Mund tritt weit über die Nasenspitze hervor, das Kinn zurück. Es ist der Uebergang zur tierischen Gesichtsbildung. Der ganze Anzug dieser Damen bestand in einem Stück Sackleinwand, dennoch fehlte der Fuß nicht, denn blaue Glasringe umgaben die Knöchel und Handgelenke, und das Gesicht war durch tiefe Einschnitte in die Haut verschönert. Sie drängten sich um mich und riefen aus rauher Kehle mit großer Lebhaftigkeit unverständliche Worte. Ein alter Türke, ihr Führer, bedeutete mich, ob ich eine von ihnen kaufen wolle. Eine solche Sklavin kostet durchschnittlich 150 Gulden, d. h. etwas weniger als ein Maulthier. Auf dem Sklavenmarkt in Konstantinopel habe ich die weißen Slavinnen nicht sehen dürfen, von schwarzen saß eine große Zahl im Hofe; Sie warfen sich gierig über das Backwerk, welches wir unter sie verteilten, und alle wollten gekauft sein.

„Aber nichts ist bezeichnender für das Verhältnis der Frauen im Orient, als daß der Prophet selbst ihnen nach diesem Leben gar keine Stellung anzuweisen wußte. Die Huris im Paradiese sind nämlich keineswegs die

dort wieder erstandenen Frauen der Erde, und was nach dem Tode einmal aus diesen wird, weiß kein Mensch.“

Der Armenierin widmet er eine besondere Betrachtung, worin es u. a. heißt:

„Auf den Europäer macht es einen eigenen Eindruck, sich von den Töchtern des Hauses, den Armenierinnen, aufwarten zu lassen. Sie bringen die Pfeife, reichen den Kaffee und bleiben mit verschränkten Händen vor dir stehen, bis du sie aufforderst, sich zu setzen. Es liegt aber darin für sie durchaus nichts Demütigendes, und ist auch in der That nur das altbiblisch naturgemäße Verhältnis. Wenn wir die Wahrheit sagen wollen, so müssen wir gestehen, daß bei uns ein junges Mädchen von dem Brautstande in den Ehestand eine Stufe hinabsteigt, denn die Vergötterung, mit welcher ihr gehuldigt wurde, kann unmöglich für die Dauer eines Lebens anhalten. Im Orient wird die Frau durch die Ehe gehoben, und wenn sie auch dem Mann unterthan bleibt, so herrscht sie doch in der Wirtschaft über die Mägde und Diensthboten, die Söhne und die Töchter, ich will damit nur sagen, daß wir in der einen Richtung vielleicht zu weit gehen, während nicht die Armenier, aber die Türken in der anderen Richtung nicht viel weiter gehen.“

In anschaulicher Weise schildert Moltke die Vermählung einer Tochter des Sultans in Konstantinopel am 3. Mai 1836. Wir entnehmen diesem bezeichnenden kulturgeschichtlichen Bericht das nachstehende: „Der Sultan gab den Gesandten ein prachtvolles Diner zur Feier der Vermählung seiner zweiten Tochter Mirihma, auf deutsch Sonnenmond. Man versammelte sich in

einen Kiosk, der von allen Seiten offen war und eine weite Aussicht über Konstantinopel, Pera und das Meer gewährte. Unter den Fenstern waren Seiltänzer, Kunstreiter, persische Mimiker und zahllose Zuschauer. Die Frauen in ihren weiten Mänteln und weißen Schleiern saßen eine neben der anderen an einer hohen Vergelöhne bis oben hinauf. Eine Stunde vor Sonnenuntergang führte man uns in ein sehr großes alttürkisches Zelt, in welchem eine Tafel für 100 Personen gedeckt war. Die bronzenen Aufsätze, das Silber und Porzellan waren in der That prächtig. Mehr als 200 Kerzen beleuchteten die Gesellschaft, welche außer dem diplomatischen Korps aus dem Schwiegersohn des Großherrn, den Veziern und den ersten Würdenträgern des Reiches bestand. Nach Tische ging es wieder in den Kiosk, von wo aus man ein Feuerwerk abbrennen sah. Beim Nachhausefahren nahm der erleuchtete Bosphor sich sehr schön aus. Die Natur muß hier immer das Beste thun. Wenn man die ganze Feierlichkeit in eine andere Gegend versetzte, so verlöre sie ihren Glanz.

„Gestern wurde die Aussteuer der Prinzessin in ihre neue Wohnung geführt. Unter Bedeckung von Kavallerie und unter Vortritt einiger Paschas erschienen 40 Maulthiere mit großen Ballen kostbarer Stoffe, dann einige zwanzig Wagen mit Shawls, Teppichen, Seidenzeug und so weiter. Endlich 160 Träger mit großen silbernen Schüsseln auf dem Haupt. In der ersten lag ein prachtvoll mit Gold und Perlen eingebundener Koran, dann folgten große silberne Sessel, Feuerbecken, Kisten und Kästen mit Geschmeide, goldene Vogelbauer, und wer weiß was sonst noch für Geräte. Manche von diesen Stücken mögen aber wohl im stillen in den

Schatz zurückkehren, und das nächstemal, wo eine Prinzessin geheiratet wird, defilieren sie wieder.

„Heute am 4. Mai wurde die Prinzessin ihrem Gemahl, der sie bis jetzt noch nicht gesehen, übergeben. Voraus ritt Kavallerie, dann die sämtlichen Beamten des Palais, die sämtlichen Paschas, dann der Mufti, und mein Gönner, der Seraskier; hierauf folgten die beiden Söhne des Großherren in einem offenen Wagen, dann der Kislaw Aga und 30 Verschnittene, endlich in einer prachtvollen, ganz geschlossenen Kutsche die Braut. Die Kutsche nebst sechs braunen Hengsten ist ein Geschenk des russischen Kaisers. Ihr folgten einige 40 Wagen mit Sklavinnen. Der Zug bewegte sich wohl eine Meile weit zwischen Menschen fort.“

Auch den kurdischen Frauen widmet Moltke ein Wort der Betrachtung. Die verheirateten Damen lassen sich nicht nehmen, nach altorientalischem Brauch ihrem Gaste die Füße zu waschen, was auch bei ihm der Fall war. „Die kurdischen Weiber sind schön,“ fährt er dann fort, „aber die Angehörigen tragen Sorge, daß man die hübschen nicht leicht zu sehen bekommt. Sie haben Ringe in den Nasen, und was von Geld in dem Lager vorhanden, tragen die Frauen im Haar. Ich verkehrte meiner Wirtstochter ein ganzes Münzkabinet von schlechten 2-, 5- und 5-Piasterstücken, deren man, dank, sei es der Münze in Konstantinopel sich eine ziemliche Menge für ein paar Thaler verschaffen kann. Das Mädchen war nun in ihrem Stand als eine reiche Erbin anzusehen, was Geld anbetrifft, und der Mutter machte ich eine große Freude, indem ich ihr meinen Vorrat von Kaffee zurückließ.“

Moltke hat das Verhalten der türkischen Frau auch

auf den Friedhöfen beobachtet. Die Begräbnisplätze bilden nämlich die einzige Promenade der Türken und ihrer Damen, oder vielmehr den Ort, wo sie spazieren sitzen, denn man könnte ebensogut einem Briefträger wie einer Türkin eine Promenade vorschlagen. „Sie fahren in einem Arabah, einem Fuhrwerk, das den schlesischen Planwagen sehr ähnlich sieht, aber ohne Federn und bunt angemalt. Die schwere Deichsel endet mit einem Drachenkopf; die Achsen und Buchsen sind unbeschlagen, denn der Prophet sagt: „Nur die Gottlosen schleichen im Finstern umher, ein guter Moslem aber fährt mit schreienden Rädern.“ Vor einer solchen Equipage werden 2 Büffel oder Ochsen gespannt, denen mit gelbem Ocker prachtvolle Sonnen auf die graue Haut gemalt sind. So geht es in langsamem Zuge einher. Die vornehmen Frauen sitzen in einer Art Kutsche hinter Sittern und Gardinen versteckt. Auf den Friedhöfen sind die Grabsteine der Ehefrauen mit Blumen geschmückt und die der Unverheirateten durch eine Rosenknope bezeichnet.“

Der eiserne Heerführer hatte im Grunde ein sehr weiches Gemüt und er giebt wiederholt, sowohl in seinen Werken wie in seinen Briefen seiner Entrüstung darüber Ausdruck, daß es gewisse Grausamkeiten gebe, denen manche Damen ergeben seien. So tadelt er z. B., daß den Stiergefechten in Spanien auch Mädchen und Frauen beiwohnen, und mit großem Vergnügen dem blutigen Gemetzel der Toreros zuschauen. Es wäre traurig, sagt er einmal, daß in Madrid in der kreisförmigen Arena, wo die Stiergefechte stattfinden, auch die Loge der Königin angebracht sei, und daß die hohe Frau durch ihre Anwesenheit als Zuschauerin des abscheulichen Dramas auch den übrigen spanischen

Damen ein wenig rühmliches Beispiel gebe. Es wäre äußerst beklagenswert, daß durch diese Theilnahme selbst der zartesten Frau an den „corrida de toros“ das Gefühl der Barmherzigkeit und der Sanftmut, welches die Mädchen und Frauen in erster Linie auszeichnen soll, getödet werde. Auf seiner spanischen Reise 1846 erblickte er in zahlreichen großen Städten dieses widerwärtige Schauspiel und voll Entsetzen berichtete er seiner Gemahlin darüber. So schreibt er z. B. unter den 14. Oktober 1846: „Eben komme ich aus einem Stiergefecht, wo wir die Königin Isabella und ihren Gemahl, die Infantin, die Herzöge von Montpensier und Anale sahen. Wie Frauen diese Schlächterei mit ansehen mögen, weiß ich nicht! 20 Pferde blieben tot auf dem Platze und 9 Stiere. Menschen wurden diesmal nicht getödet, obschon sie oft unter dem Pferde und dem rasenden Stier lagen.“

Galant, ritterlich, voll Zartheit und Noblesse im Umgang von Damen widerstrebten doch seiner kernigen Natur von jeher der moderne Flirt, das Süßholzraspeln und die übertriebene Gefühlsduselei und sentimentale Schwärmerei. Interessant in dieser Beziehung sind schon seine jugendlich melancholischen Betrachtungen über die „flattery“ gewisser Damen der Gesellschaft, die der 29-jährige in einem Brief an seinen Bruder Ludwig niederlegt: „Die flattery ist meiner Erfahrung nach immer gut aufgenommen, wo sie von Herzen kommt. Thut sie das nicht, so muß sie geistreich sein. Die Dummen und Verliebten nehmen schon mit dem guten Willen vorlieb, die Koketten aber verlangen die Ausführung. Das schlimmste Spiel hat man mit den passierten Schönheiten, doch stürzt man sich auch

nicht leicht in die Verlegenheit. Die flattery mag auch mit Veranlassung sein, weshalb so simple Menschen oft Glück in der Gesellschaft machen. Immer fallen mir dabei die Verse eines meiner Kameraden ein:

Da tritt ein alberner Junge mit vielem Lärmen ein,
Die andern verstummen alle, man hört nur ihn allein.
Er faselt von seiner Stute und vom Trafeknerhengst,
Und wie er mit einer Kugel zwei Hasen schoß unlängst.
Er sprengte im letzten Jahre zweimal im Bade die Bank,
Sein Vater hat 2 Majorate und liegt gefährlich krank.
Da wenden die Augen der Damen sich schmachtend nach
ihm um:
Er erbt 2 Majorate und ist so schrecklich dumm!

Je schlichter, je einfacher und gleichsam herzenseinfältiger ein weibliches Wesen war, desto mehr gewann sie die Sympathie Moltkes, wobei er bezüglich des Standes der Betreffenden gar keinen Unterschied machte. Einer Frau aus dem Volke kam er mit der gleichen Sympathie entgegen wie einer hochstehenden Dame, wenn er diese Eigenschaft bei ihr entdeckte. Bezeichnend hierfür ist eine kleine wahrheitsgemäße Anekdote, die sich bald nach dem deutsch-französischen Kriege in Basel abspielte. Am 5. Juni 1871, abends 5 Uhr, traf der Chef des großen Generalstabs, von Belfort kommend, in Basel ein und verweilte dort bis gegen 7 Uhr. Eine Viertelstunde vor Abgang des badischen Zuges begrüßte eine ansehnliche Zahl deutsch gesinnter Baseler und deutscher Herren den Helden von 1866 und 1871. Als derselbe in das Coupee stieg, wurde ihm ein kräftiges Hoch ausgebracht. Ein altes Mark-

gräfler Mütterchen war über diesen Vorgang so erstaunt, daß sie einen der Umstehenden fragte: „Was Tüfels isch denn do los?“ worauf man ihr sagte, daß ja soeben der Graf Moltke fortfahre. Die Frau besann sich nicht lange, sondern ging an das ihr bezeichnete Coupee und reichte dem Grafen Moltke unter Dankesworten für den ruhmreich zu Ende geführten Feldzug die Hand. Er hörte das biedere Weibchen freundlich an, schüttelte ihr die Hand und unterhielt sich mit ihr aufs freundschaftlichste.

Die geschichtlichen Märtyrerinnen erfreuten sich pietätvoller Sympathie seitens Moltkes. In Bezug auf die Königin Elisabeth von England und auf Maria Stuart z. B. stand er ganz auf dem Standpunkte Schillers, ohne sich von den zahlreichen Rettungsversuchen, die im Interesse der „jungfräulichen“ Königin unternommen wurden, sich beirren zu lassen. Er kannte in dieser Beziehung keine diplomatische Geschichtsklitterung. Man lese nur seine despektierlichen Betrachtungen über Königin Elisabeth anlässlich seines Besuches des Schlosses Kenilworth im Jahre 1855. Beim Betrachten der Bildergallerie daselbst machte er seinem Herzen über die „kalte, harte Elisabeth“ Luft und entrißte sich über den stolzen Dudley, den Grafen von Leicester, der einer solchen Dame wegen seine arme Amy Robsart habe umkommen lassen. Ueber Maria Stuart sagt er: „Das feine Gesicht ist blaß und abgemagert, aber von tadelloser Schönheit, es drückt die edle Seele aus, die sich nach den Verirrungen der Jugend selbst wieder gefunden hat.“

Ein Jahr darauf hatte er in der Kunstausstellung

zu Manchester Gelegenheit, zahlreiche Porträts der Königin Elisabeth zu erblicken und er konstatiert, daß sie als junges Mädchen sehr hübsch, dagegen als alte Frau sehr häßlich war.

Er konnte es sich nicht versagen, das wohlerhaltene, schöne Kastell von Stirling, in welchem die unglückliche Maria Stuart so lange gefangen saß, zu besuchen und sich dort wehmütigen Betrachtungen über diese schicksalsreiche Frau hinzugeben.

Sogar für den Sohn Marias, James I., legt er eine Lanze ein, indem er hervorhebt, daß er nach seinem Gemälde im Windsorschloß, im schwarzseidenen spanischen Wams, doch besser aussehe, als man nach der Schilderung Walter Scotts glauben sollte. Nicht minder interessierte er sich für das Bildnis des Sohnes und Nachfolgers des Genannten, Karls I. von van Dyck's Meisterhand. Er bemerkt u. a., daß man in dem edlen, schwermütigen Gesicht des Fürsten die grundsätzliche Treulosigkeit nicht lesen könne, die es unmöglich machte, mit ihm zu verhandeln und die dahin führte, daß die Parteien nur in seinem Tode die eigene Sicherheit zu finden wußten. Die Sympathie für Maria Stuart überträgt Moltke auch auf andere märtyrerhafte Nachkommen derselben. So betrachtet er im Windsorschloß mit Wehmut die mehrfachen Porträts der unglücklichen Henriette de France, der Gemahlin Karls I., deren „feines, gutes, echt bourbonisches Gesicht“ er rühmend hervorhebt. Es interessieren ihn ferner die drei Kinder des Königspaares, des Prinzen von Wales, nachmaligen Karls II., seines Bruders, des Herzogs von Norfolk, nachmaligen Jacobs II. und Marys von Oranien, wobei er

Die humorvolle Bemerkung macht, daß es sich wohl verlohne, die Entwicklung der Züge der beiden Knaben, wie sie sich zu dem heranbildeten, was die Porträts der beiden sehr verschiedenen Könige zeigen, zu betrachten. Karl, der leichtsinnige, liebenswürdige Weltmann, sei nichts weniger als schön gewesen. Er habe eine sehr starke Nase, breiten Mund, große Augen und dunkles Haar besessen; Jacob, der bigotte, rachsüchtige, halsstarre und unliebenswürdige König, sehe weit besser aus. Er habe ein feines Profil, sei blond und besitze eine vornehme Haltung.

Ich habe schon erwähnt, daß der Junggeselle Moltke, bevor er seine Marie kennen gelernt, mehr für eine sogenannte „Vernunfthe“ eingenommen war. Er spricht sich darüber, wie wir wissen, in Briefen an seine Mutter und Brüder wiederholt aus, so z. B. anlässlich der Verlobung seiner Schwester Guste im Jahre 1855, bei welcher Gelegenheit er klipp und klar erklärt: „Ich will nicht leugnen, daß ich nur für die parties de raison bin. Eine leidenschaftliche Neigung ist nur der Abnahme fähig.“ Aber grau ist die Theorie und grün ist nur des Lebens goldener Baum, und als ihn der Sturm der wahren und echten Liebe packte, fragte er nicht nach Vernunftgründen, sondern folgte nur dem Drange seines Herzens.

Die kleinen Aufmerksamkeiten und zarten Rücksichten seitens des liebenden Weibes vergaß er nie und er war ihrer stets in großer Dankbarkeit eingedenk. Auch hier war es der Heroismus und das Märtyrertum des Weibes im Ertragen der Leiden und in der Verachtung der Gefahr, die ihn ganz besonders fesselten. So konnte

er nicht genug seine Marie rühmen, daß sie 1848 als in Berlin und Magdeburg die Cholera monatelang wütete, der Gefahr spottend die Kranken pflegte und keinen einzigen Augenblick ihre Heiterkeit und ihr liebenswürdiges Naturell verleugnete. So heißt es in einem Briefe an seinen Bruder Adolf aus Magdeburg vom 21. Sept. 1848: „Seit fast drei Monaten leben wir in der Cholera, erst in Berlin, dann hier; jeder leidet mit. Es ist einer der Zugaben des Jahres 48, welches wohl in unserer Erinnerung bleiben wird. Marie ist aber, Gott sei dafür gedankt, wohl und munter, wie je. Es ist zum verwundern, ohne Wirtschaft, da wir noch im Gasthof wohnen, fast den ganzen Tag allein, umgeben von lauter düsteren Bildern und drohenden Nachrichten, bleibt sie gleich heiter und ruhig. Wenn ich noch so müde und verstimmt nach Hause komme, so finde ich dort ein fröhliches Gesicht, Gott segne sie dafür.“

Sein wahrhaft kindliches Herz erfreute das kleinste Liebeszeichen seitens ihm Nahestehender. Zu Weihnachten 1851 z. B. hatte seine Frau etwas ganz besonderes für ihn in petto, und „es brannte sie,“ wie er scherzend seinem Bruder Adolf schreibt, „schon seit Wochen, daß sie nur mit aller Mühe noch an sich halten konnte.“ Und in der That, ein hübsches Weihnachtsgebinde kam zum Vorschein, nämlich eine Pelzjacke, die sie mit zärtlichster Umarmung ihrem Gatten aufbaute, und der sonst so sparsame Helmuth gab seinem Dank in eklatanter Weise Ausdruck, indem er ihr nicht nur einen dunkelbraunen Sammethut mit Kamellen, sondern auch noch ein sehr schönes schweres Lyoner Seidenkleid, gross grain, mit Damastmuster und ein dunkelbraunes Hauskleid, beige, halb Seide und halb Wolle,

und endlich eine strahlende Lampe schenkte, welche den zu einer Bildergalerie umgewandelten Salon vollständig erhellte.

Soviel mir bekannt, ist Moltke, obschon er ein großer Verehrer der Musik, namentlich des Gesanges, war, mit berühmten Sängerinnen nicht in nähere Verbindung getreten, doch bereitete es ihm immer großen Genuß, deren Gesangeskunst zu lauschen, und wenn er es nur irgend ermöglichen konnte, besuchte er Opern- und Konzertaufführungen, in denen die eine oder andere große Diva aufzutreten pflegte.

Von diesen Primadonnen schätzte er besonders Henriette Soutag, Jenny Lind, Pauline Lucca und Pauline Viardot-Garcia. In Italien, wo er die ersten Opernbühnen zu besuchen pflegte, hörte und bewunderte er die gefeierten Opernsängerinnen Giulia Grisi und Giuditta Pasta. Aber ebenso interessierte er sich auch für die Kunst namhafter Schauspielerinnen; so war er z. B. ein Verehrer der berühmten „Grille“, Friederike Hößmann, die er 1862 am Hamburger Thaliatheater gesehen hatte, und die später bekanntlich den Grafen von Prokeisch-Wsten heiratete.

Der feine Kunstkenner begnügte sich aber nicht mit der bloßen naiven Bewunderung all dieser Bühnengrößen, sondern er unterließ es nicht, seine Urtheile über deren Leistungen in Briefen an seine Angehörigen auszusprechen und zu begründen, und da diese Kritiken auch für die Theatergeschichte von Wert sein dürften, wollen wir mit einigen Worten auf dieselben zurückkommen.

Die Lind hörte er zum erstenmal im Mai 1856

im Buckingham-Palast, zusammen mit der Viardot-Garcia, dem Sänger Formes u. a. Leider befand sich die Künstlerin damals schon nicht mehr auf der Höhe ihres Könnens, und der gewissenhafte Rezensent berichtet an seine Frau in wenig schmeichelhafter Weise über das Gehörte mit den Worten: „Jenny Lind mit ganz verblichener Stimme singt mit peinlicher Anstrengung.“

Viel günstiger urteilt er über Pauline Lucca, die er in Petersburg als Terline im Don Juan hörte, und die ihm ausnehmend gefiel.

Die Pasta hörte er auch in Sanssouci in einem Konzert bei König Friedrich Wilhelm IV., wobei alles konkurrierte, was die Kunstwelt damals an vorzüglichen Talenten besaß: „Ich hätte gewünscht,“ so schreibt er seiner Braut, „daß Ihr di tanti palpiti von der Pasta hättet singen hören, es ist wirklich prachtvoll.“

Noch in sein spätes Greisenalter hinein interessierte er sich für den von dem ihm befreundeten Komponisten und Klaviervirtuosen Friedrich August Dreßler gegründeten Damengesangverein, welcher seine wöchentlichen Sitzungen im Saale des Generalstabsgebäudes abhielt. Gar oft war der alte Moltke ein ganz unvermuteter Zuhörer dieser Auführungen und unterhielt sich nach Beendigung gerne mit der einen oder anderen Dame über musikalische und künstlerische Fragen mit der ihm eigenen Liebenswürdigkeit und Bescheidenheit.

Von den bekannten Schriftstellerinnen, die ihm und seiner Familie nahe standen, nenne ich hier nur die Romanschriftstellerin Ossip Schubin, welche im

bürgerlichen Leben den Namen *Sola Kirschner* führt. Die phantasiereiche und geistreiche Dichterin, die sich bekanntlich durch künstlerische Schilderung des gesellschaftlichen Lebens der Gegenwart auszeichnet, und die namentlich durch ihre naturgetreuen litterarischen Porträts aus den höheren Kreisen Aufsehen erregt hat, war oft Gastin im Moltke'schen Hause, und der Hausherr unterhielt sich mit Vorliebe mit der auch im Leben sehr anregenden österreichischen Poetin. Neben den Schriften *Heinrich Heines*, die Moltke nicht allein in der Jugend, sondern auch später in seinen alten Tagen mit Behagen las, war es unter allen deutschen Schöngeistern wohl am meisten Fräulein *Ossip Schubin*, die reizvolle Erzählerin auf *Lochkow*, dem an der böhmischen Westbahn gelegenen Gute ihrer Eltern, die sich des Vorzugs rühmen kann, von dem Feldmarschall fleißig gelesen worden zu sein. Speziell bildeten ihre Romane „*Ehre*“, „*Mal Occhio*“, „*Gloria victis*“ und „*Unheimliche Geschichten*“ seine Lieblingslektüre.



Buch- und Kunstdruckerei Rares & Co.,
Berlin SW., Beuthstr. 5.

May 1956

Duke University Libraries



.D025101271